DR
432
D28t

A
000 797 857
0

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY

THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA
LOS ANGELES

PASCAL DAVID

TÜRKISCHE GESCHICHTEN

VERLAG VON JOSEF SINGER
HOFBUCHHANDLUNG 1909.

TÜRKISCHE GESCHICHTEN VON PASCAL DAVID

MIT BILDNIS DES VERFASSERS

JOSEF SINGER, HOFBUCHHANDLUNG
STRASSBURG i. ELSASS UND LEIPZIG
1909

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung,
vorbehalten

INHALT:

Türkische Palastheiraten 1
Wie Osman Effendi zu seiner Frau kam . . . 23
Laelett-ul-Kadr 41
Stambul im Ramasan 53
Das große Selamlik am ersten Beiramstage . . 77
Die Passionsspiele der Schiiten 89
Hirka-i-scherif 107

DSW 1766770

TÜRKISCHE PALASTHEIRATEN

Die beiden jüngsten Schwestern des Sultans Abdul Hamid, Naïle Sultan und Mediha, haben ihre Vermählung gefeiert. Nedschib Bey, Mitglied des Staatsrats, hat die Hand der älteren Prinzessin Naïle erhalten, während die jüngere, Mediha, sich einen Offizier, den Generalleutnant Mehemed Pascha, zum Gatten auserkoren hatte.

Die Feierlichkeiten verliefen nach dem gewöhnlichen mohammedanischen Herkommen: am Morgen des bedeutungsvollen Tages begaben sich die Prinzessinnen in die Paläste, welche ihnen durch die Freigebigkeit ihres kaiserlichen Bruders als Residenzen angewiesen worden waren, und nahmen dort mit ihren Sklavinnen und Eunuchen vom Haremlik, dem zum ausschließlichen Aufenthalt der Frauen bestimmten Flügel, förmlichen Besitz.

Einige Zeit später trafen die Bräutigams ein und bezogen mit ihrem Gefolge das Selamlik, die Männerabteilung.

Im Laufe des Nachmittags wurden die Bräute von vornehmen Damen aus dem Palaste und den Harems der Großwürdenträger, die Gatten der Prinzessinnen von ihren Verwandten und Freunden besucht und beglückwünscht.

Gegen Abend fand durch die Imame des Viertels die Trauung statt, welche im Haremlik und im Selamlik gleichzeitig in der Form erledigt wird, daß ein älterer Verwandter des Bräutigams

im Namen der Braut die nötigen Antworten gibt, während eine Tante oder die Mutter der Braut als Bevollmächtigte des Bräutigams handelt.

Die jungen Leute sind dann nach dem Gesetze Mann und Frau, haben sich aber im Leben noch niemals zu Gesicht bekommen.

Nach der Trauung erfolgt noch ein Gebet, die Imame sprechen Segenswünsche, die Gäste ziehen sich zurück, und von fackeltragenden Dienern geleitet schreitet der junge Ehemann aus dem Selamlik heraus und die Treppe zum Heiligtum seines Hauses hinan. Die Wache haltenden Eunuchen schieben unter tiefen Verbeugungen den schweren Seidenvorhang zurück, der Herr des Hauses überschreitet die Schwelle, jenseit deren bisher für ihn nur ein undurchdringliches Geheimnis lag, und begrüßt zum ersten Male seine ihm angetraute Frau, deren Antlitz er bis dahin noch niemals erblickt, deren Stimme er noch niemals gehört, deren Gemüt, Charakter, Bildung, Sitten ihm ebenso viele Rätsel sind.

Die kaiserlichen Prinzessinnen des Osmanenreiches befinden sich insofern allen Töchtern ihres Landes gegenüber in einer beneidenswerten Lage, als sie die bangen Augenblicke des Alleinseins bis zur Ankunft des ihnen eben angetrauten Gatten nicht, wie alle andern türkischen Bräute, mit „Hangen und Bangen in schwebender Pein“ zuzubringen brauchen.

Während die gewöhnliche Türkin, das Kind

des Lastträgers ebensowohl wie die Tochter des Paschas, von dem ihr durch der Eltern Bestimmung gegebenen Manne nichts mehr weiß als den Namen und infolgedessen seinem Kommen in fieberhafter Aufregung entgegenharrt, zwischen Hoffnungen und Befürchtungen schwankend, eine Beute der widerstreitendsten Gefühle, schwelgt die Prinzessin in seliger Erwartung. Ihr ist der Gatte ja kein Unbekannter mehr: hat sie ihn auch noch niemals gesprochen, sie hat ihn doch gesehen, lieben gelernt, nach ihm geschmachtet — ihn zum Lebensgefährten erkoren.

Der türkischen Prinzessin ist es versagt, einem fürstlichen Haupte, einem regierenden Herrn die Hand zu reichen, die Krone mit ihm zu teilen, auf die Geschicke eines Landes Einfluß auszuüben; dafür aber liegt es in ihrer Hand, sich den Gatten nach eigenem Gefallen zu wählen. Ists auch ein Untertan, er ist doch der Auserkorene ihres Herzens, und die Bande, die sie später an ihn ketten werden, es sind nicht die goldenen Fesseln der Staatsrücksichten, es sind die Rosenketten der Liebe.

Die Fälle, in denen der regierende Großherr aus politischen Rücksichten die Hand einer Prinzessin an irgend eine Persönlichkeit vergibt, deren Interessen er dauernd und fest mit den seinigen verknüpfen will, sind in neuester Zeit ungemein selten geworden. Von den sechs Schwestern Abdul Hamids traf nur eine einzige dieses Schick-

sal, Fatme, die älteste, die als vierzehnjähriges Kind dem alten abgelebten Großmeister der Artillerie, Galib Pascha, vermählt wurde. Nach einigen Jahren zerriß Galibs Tod das Eheband und die achtzehnjährige Witwe entschädigte sich schon nach fünf Monaten durch ein neues Bündnis, das sie mit dem schönen Nuri Bei, damals Rittmeister in der Leibgarde, schloß. Die übrigen Schwestern schlossen Liebesbündnisse, und alle diese Heiraten sind glücklich ausgefallen, einzelne haben eine geradezu poetische Geschichte, so besonders die Heirat der Prinzessin Seniha.

Dieses liebenswürdige Mädchen, das als dichterisch und künstlerisch beanlagt geschildert wird, fiel in frühester Jugend der Schwindsucht zum Opfer und siechte rettungslos dahin. Die religiösen Gesetze, das unverletzbare Herkommen gestatten nicht, daß eine mohammedanische Frau die Grenzen des von Mohammedanern bewohnten Gebietes überschreite; eine Überführung der Kranken nach einem klimatischen Kurorte erschien somit untunlich, und Senihas Leiden machte reißende Fortschritte. Da erblickte die dem Tode Geweihte eines Tages auf einer Ausfahrt nach den süßen Wassern von Asien einen Mann, der den Wunsch zu leben und zu gesunden in ihrem jungen Herzen wieder mit neuer Stärke rege machte: in seinen Armen hoffte sie Heilung zu finden. Es war der Referendar Mahmud Bei, Halil Paschas Sohn, ein etwa zwanzigjähriger, hoch und

schlank gewachsener Jüngling, von statuenhaftem Ebenmaß der Glieder und der Gesichtsbildung eines Antinous. Schwarze Locken, dunkle blitzende Augen, ein zierlicher Schnurrbart über vollen kirschroten Lippen — Mahmud war wie dazu geschaffen, das Herz eines jungen leidenschaftlichen Mädchens im Sturm einzunehmen. Alle Vorstellungen, die man der Prinzessin im Palaste machte, hatten nur die Folge, ihre Neigung noch zu verstärken; so entschloß man sich bald, ihr nachzugeben. Wer hätte auch den letzten Wunsch einer Sterbenden nicht gewähren wollen? Mahmud Bei, der bis dahin unter dem Schwarm von Referendaren auf der Hohen Pforte kaum beachtet worden war, wurde plötzlich mit Ehren- und Gunstbezeugungen überhäuft: heute wurde er zum Rat ernannt, morgen mit einem Orden geschmückt, übermorgen in eine höhere Rangklasse versetzt. Innerhalb einer Woche war er Senator des Kaiserreichs, dann teilte man ihm mit, welche Ehre seiner warte.

Die Vermählung wurde gefeiert, wenige Tage später zerschnitten die Parzen den Lebensfaden der jungen Gattin, deren letzte Tage durch die Liebe mit zauberischem Glanze verklärt worden waren.

Seniha starb; alle ihre Besitztümer hinterließ sie dem leidenschaftlich geliebten Mahmud.

Der junge Pascha hat sich nicht wieder vermählt, auf seinen Gütern und Palästen in der

Nähe der Hauptstadt lebt er als reicher Privatmann in beschaulicher Behaglichkeit. Der Wunsch des Sultans berief ihn mehrmals auf hervorragende Posten, er war vorübergehend Justizminister und Präsident des Staatsrates, bat aber, indolent und ehrgeizlos wie er war, jedesmal nach kurzer Amtsführung um Enthebung von den ihm lästigen Würden, die für ihn nur Bürden waren.

Auf ähnliche Weise war die Heirat von Djemile Sultan und Mahmud Dschelaleddin zustande gekommen. Die Prinzessin hatte sich in den jungen schönen Offizier, den sie einmal gesehen, als er mit seiner Truppe beim Selamlik des Sultans Spalier bildete, leidenschaftlich verliebt, und der Leutnant wurde eines schönen Tages Oberst und Schwager des Sultans.

Welch traurige Rolle er als Kriegsminister gespielt, in welch unwürdiger Weise er der Bestechung in jeder Form zugänglich war, das ist noch in aller Gedächtnis.

Aber der unfähige und unwissende Mann, der die türkische Offiziersehre brandmarkte, den türkischen Staatsschatz schädigte, vom Volke durch den schimpflichen Spitznamen „Mahmud Pascha Bakschisch“ gekennzeichnet wurde, derselbe Mann war stets ein musterhafter Gatte und Hausvater, der in seiner Familie geliebt und verehrt, von seiner Dienerschaft geradezu angebetet wurde.

Als der Sultan ihn im Jahre 1879 nach Tripolis verbannte, da ertönte in seinem Konak lauter Jammer, die Prinzessin, seine Gemahlin, weigerte sich, noch in den kaiserlichen Palast zu kommen, und als der kinderliebende Abdul Hamid seine Neffen zu sehen verlangte, da antwortete die Schwester stolz:

„Die Kinder tragen kein Verlangen danach, den Mann noch zu sehen, der ihren geliebten Vater in die Verbannung geschickt hat!"

Und erst als Mahmud Damat dem Schoße seiner Familie zurückgegeben war, da betraten seine Frau und seine Kinder wieder den Sternenkiosk.

Daß die Ehen der kaiserlichen Prinzessinnen meistens so glücklich ausfallen, das würde man mit Unrecht dem Umstande zuschieben, daß die Männer ein großes Interesse daran haben und haben müssen, sich die Gunst einer mächtigen Gemahlin, einer Gemahlin, die sie aus dem Staube erhoben hat und auch in den Staub wieder zurückfallen lassen kann, fortdauernd zu erhalten. Der Hauptgrund liegt in den türkischen Verhältnissen überhaupt: die meisten türkischen Ehen sind glücklich; im Durchschnitt — meiner Überzeugung nach — glücklicher als die fränkischen. Die Liebe, jenes rätselhafte mächtige Gefühl, das wohl in jedes Europäers Herz einmal im Leben seinen beseligenden oder versengenden Schimmer wirft, das unser Leben mit entzückenden Freuden-

schauern, aber auch mit Abgründen von Leid, von Kummer und Enttäuschung erfüllt — es bleibt der überwiegenden Mehrzahl der Türken völlig fremd, oder, kommt es vor, so tritt es in einer Form auf, für die uns jegliches Verständnis fehlt.

Der Türke heiratet nicht, wie wir, sein „Ideal", ein Wesen, von dem er hofft, daß es die Genossin seines häuslichen Lebens, aber auch seines Strebens und Ringens, seiner geistigen Kämpfe, seiner Gedanken und Gefühle werden möge. Der Türke geht überhaupt nicht mit idealen Forderungen in die Ehe hinein, deswegen erlebt er auch keine Enttäuschungen. Seine Gefühle sind nie fieberhaft erregt gewesen, deswegen erfahren sie auch keine Abspannung. Alles pulsiert in ruhigeren Zügen und deswegen hat es naturgemäß längeren Bestand. Aus dem Zusammenleben des türkischen Ehepaares entwickelt sich eine ruhige Freundschaft, aus der Freundschaft entsteht in vielen Fällen die auf gegenseitige Achtung begründete Liebe. Und sieht ein türkisches Ehepaar nach kurzem Beieinanderleben ein, daß die Charaktere von Mann und Frau auf keine Weise zusammen passen, daß sie sich fortdauernd bekämpfen, wie Feuer und Wasser, dann quälen sie sich nicht wie wir Europäer mit jahrelangen Kompromissen, dann suchen sie nicht den klaffenden Riß zwischen dem gegenseitigen Einverständnisse immer und immer wieder aus-

zufüllen — dann wird, kurz entschlossen, zur Trennung geschritten und dem unglücklichen Bündnisse so schnell als möglich ein Ende gemacht.

Die türkischen Sitten sind der harmonischen Ausbildung dieser Zustände im allgemeinen und der Erhaltung ehelichen Friedens im besondern auch durchaus günstig. Männer verkehren nur mit Männern, Frauen nur in Frauenkreisen: die Männer sehen keine anderen Weiber als ihre Ehefrauen und denken an keine anderen, die Frauen kennen nur ihre Männer und leben ganz in ihnen, — ganz für sie.

Versucht ein Franke einem Türken die Vorzüge und den Reiz unseres freien abendländischen gesellschaftlichen Verkehrs, unserer Festmahle mit Damen, unserer Bälle, Landpartieen und venetianischen Nächte klar zu machen, so wird er an der Entgegnung des Muselmannes merken, daß zwischen der fränkischen und der türkischen Anschauung eine Kluft besteht, die keine Gründe, keine Beweisführungen, keine philosophischen Erörterungen zu überbrücken vermögen — die Kluft einer gänzlich verschiedenen Weltanschauung.

„Gebt euren Frauen Freiheit", ruft der Franke, „sind sie nicht unsagbar elend in der Abgeschlossenheit des Harems?"

„Abgeschlossenheit?" fragt der Türke. „Die besteht bei uns ebenso wenig als bei euch. Das

Leben der Frauen ist nicht auf den Harem beschränkt, sie gehen regelmäßig ins Bad, das, gleich den Thermen der Römer, ein Ort der Erholung und des Vergnügens, des öffentlichen Zusammentreffens und der Familienfreude ist, sie gehen in die Läden und machen Besuche in anderen Häusern, und sie finden ebenso viel Freude an diesen Beschäftigungen wie eure abendländischen Schönen. Dazu kommen noch Wasserfahrten auf dem Goldenen Horn und dem Bosporus, Spazierfahrten zu beliebten Lustorten, kurz, Zerstreuungen der mannigfachsten Art. Allerdings sind die Frauen stets unter sich, nur von ihren Kindern, Dienerinnen und Freundinnen begleitet. Den zudringlichen Blicken anderer Männer, dem Anstarren durch Lorgnette und Operngucker, der faden Courmacherei — dem setzen wir unsere Frauen nicht aus. Die Frauen sind nicht uns gleich geartete Wesen, die im harten Kampfe des Lebens an unserer Seite den Stürmen Trotz zu bieten haben, nein, sie sind unser höchstes und heiligstes Besitztum, der Schmuck unseres Lebens, die Blume unseres Daseins. Unsere Aufgabe muß es sein, sie vor allen Stürmen zu bewahren, vor allen Gefahren zu schützen, vor jeder rauhen Berührung zu sichern, die den Blütenhauch der Reinheit von ihnen abstreifen, die ihre Blicke von der Familie, in der sie den Kreis ihrer Wirksamkeit haben, auf das rastlose und meist unlautere Treiben der

großen Welt lenken könnte. Welcher türkische Ehemann könnte eine Frau noch lieben, die andere Männer straflos mit glühenden Blicken verfolgen, mit brennenden Worten anreden, mit kecken Armen umschlingen und in wildem Taumel durch die erdrückende Luft eines Ballsaales dahinschleifen dürfen? Und welche türkische Frau möchte noch um einen Mann sich kümmern, der, sei es in ihrem Beisein oder in ihrer Abwesenheit, mit anderen Frauen am Arme scherzend und lachend einherzieht? In welchem Verhältnis liegt die größere Summe von Sittlichkeit? Bei uns giebt es weder öffentliche noch Findelhäuser, bei uns giebt es keine unehelichen Kinder, bei uns ist es ein Verbrechen, das mit Zuchthausstrafe und mit Ausstoßung aus Amt und Gesellschaft belegt wird, über weibliche Schwäche zu triumphieren, bei uns gilt es für pöbelhaft, eine Frau, die uns begegnet, mit den Blicken zu verfolgen oder über Frauen zu reden, bei uns . . . Doch genug. Wie ist das alles bei euch?“

Die Sultane nehmen der Heiratsfrage gegenüber eine ganz andere Stellung ein als die kaiserlichen Prinzessinnen. Während die letzteren in der Wahl ihrer Lebensgefährten vollständig unbeschränkt sind und jeden zu sich emporheben können, auf den ihr begehrendes Auge fällt, ist der Sultan durch bestimmte Vorschriften und vor allem durch das adet, das geheiligte Herkommen,

in mancher Beziehung gebunden. Keine Prinzessin aus kaiserlichem Geblüt reicht ihm die Hand, keine freie Tochter des Landes vermag er an seine Seite emporzuheben auf den Kalifenthron, keine Sklavin durch die Heirat zur freien Frau, zu seiner Ehefrau zu machen — der Sultan bleibt sein Leben lang unvermählt, der Genosse von Sklavinnen, ebenso wie er der Sohn einer Sklavin war und wie seine Söhne die Söhne von Sklavinnen sind.

Des Herrschers Weib soll keine Prinzessin sein, keine Tochter einer freien Familie, von deren Verwandtschaft und Sippschaft in der Folge vielleicht Ansprüche auf Herrschaft und Thron zu befürchten wären, — nur eine gekaufte Sklavin, in zarter Jugend aus dem Kreise ihrer Familie gerissen, ohne Schutz, ohne Verbindungen, ohne Familienrücksichten.

„Und der Sultan selbst", sagt der Kanun, „soll nicht der Sohn einer Freien sein, sondern einer Sklavin, einerseits um unumschränkter herrschen zu können und anderseits zum Troste seiner Untertanen, welche die Geburt von einer freien Mutter voraus haben vor dem Sohne der Sklavin auf dem Throne, der sie beherrscht".

„Sohn der Sklavin" ist noch heute eine der Bezeichnungen, die man in Stambul dem Sultan beilegt. Das Wort „Sultan" nämlich ist nicht erschöpfend zur Bezeichnung seiner Persönlichkeit, da es sowohl einen Mann als eine Frau bezeichnen

kann und deshalb stets von einem Namen begleitet sein muß. Sprechen die Türken von ihrem Herrscher, so sagen sie anstatt „Sultan Abdul Hamid" gewöhnlich der „Padischah", der „Erwürger", oder „der Sohn der Sklavin".

Nur zwei Sultane haben es gewagt, von den osmanischen Heiratsgesetzen abzuweichen: Sultan Murad II., der sich mit der Prinzessin Maria von Serbien vermählte, und Sultan Osman II., der gleichzeitig eine Tochter des Großwesirs Pertev und des Scheich-ül-Islam, Essad, heiratete.

In Europa nennt man die Genossinnen der Sultane gewöhnlich Sultaninnen. Es ist dies eine irrtümliche Bezeichnung. Die Damen des Sultans führen, wie jede türkische Jungfrau und Frau, den Titel „Hanum" und werden im Gespräch mit „Effendim" angeredet. Die Söhne des Sultans sind ebenfalls Effendis, bis sie, zum Throne gelangend, den Titel „Sultan-Chan" (z. B. Sultan Abdul Hamid Chan) erlangen, die Töchter des Sultans aber haben von Geburt an den Titel Sultan (der ihrem Namen nachgesetzt wird, z. B. Dschemile Sultan) und werden mit „Sultanym" angeredet.

Der kaiserliche Harem zählt selbst bei dem jetzt regierenden Großherrn, der nur mit einer Dame lebt, stets mehrere hundert Insassinnen. In früherer Zeit sollen sich, wie von vertrauenswürdiger Seite versichert wird, durchgängig viele Europäerinnen dort befunden haben, die am Ende

von meist sehr abenteuerlichen Laufbahnen im Harem des Großtürken Aufnahme gefunden hatten; jetzt sollen nur gekaufte Tscherkessinnen dort sein.

Die überwiegende Mehrzahl dieser Damen, die man bei Gelegenheit der großen Aufzüge an den religiösen Festen ziemlich häufig zu Gesicht bekommt, ist von bemerkenswerter Schönheit: zarte, schmiegsame Gestalten, edle Formen, liebliche Züge, prachtvolles Haar, vollendet schöne Augen und die zierlichsten Händchen und Füßchen zeichnen fast alle aus.

Bei den großen Selamliks oder im Tale der süßen Wasser halten die Damen oft lange Zeit in ihren offenen, mit feurigen arabischen Rossen bespannten Landauern, umgeben von einer Bedeckung schwarzer Eunuchen, deren abschreckende Häßlichkeit den wirkungsvollsten Gegensatz bildet zu den jugendfrischen Mädchengestalten, die, in eine Wolke von Seide und Spitzen gehüllt, nachlässig auf den weichen Polstern ruhen, aus den dunkeln mandelförmigen Augen neugierig auf das bunte Getriebe um sich schauend. Der weiße Schleier, durchsichtig wie Blütenstaub, erhöht nur die geheimnisvolle Schönheit der „Blumen des großherrlichen Gartens", die er ursprünglich zu verhüllen bestimmt war, — und unter den türkischen Feredsches (weiter Mantel der Frauen) gewahrt man prachtvolle Gesellschaftstoiletten alla franca, seidene Roben, reichen

Schmuck, spitzengewebte Unterkleider, Wiener Glacéhandschuhe und Pariser Chaussure.

Dieser Damenflor lebt innerhalb des Harems in einer Reihe von selbständigen konzentrischen Kreisen. Den Mittelpunkt bildet der Sultan; ihm zunächst stehen die Kadinen, die Frauen, die ihm Kinder geschenkt. Es folgen in der hierarchischen Ordnung die Chassekis (wörtlich die Begünstigten), Frauen, die sich des Umgangs ihres Herrn erfreuen. Diese beiden Klassen bilden die Herrschenden, alle andern sind von ihnen abhängig und stellen gewissermaßen ihr Gefolge dar. Jede Kadine und jede Chasseki hat ihren eigenen Hofstaat von Palastdamen, Kammerfrauen, Vorleserinnen, Begleiterinnen, und jede von diesen Untergebenen der höchsten Herrinnen hat wiederum ihren eigenen Hofstaat von ebensolchen, um eine Rangstufe niedriger stehenden Dienerinnen, bis herunter zu den Odalikus: den Stubenmädchen Aufwärterinnen, Bade- und Scheuerfrauen.

Der Verkehr innerhalb des Harems bewegt sich in festen, durch die Überlieferung der Jahrhunderte entstandenen Schranken, die selbst der Sultan nicht straflos zu übertreten vermag. Das unverletzliche „adet" auf der einen, der dem Osmanen angeborne Sinn für Zeremonien und Formen auf der andern Seite haben dort Regeln und Bestimmungen in Wirksamkeit treten lassen, die jeder Zügellosigkeit einen Riegel vorschieben und innerhalb eines so großen Hauswesens Zucht

und Ordnung, Sitte und Gesetz aufrecht erhalten.

Der einzige Sultan, der es jemals gewagt hat, dem „adet" der Haremsgesetze Trotz zu bieten, der üppige Ibrahim, büßte seine Schamlosigkeit im Jahre 1648 infolge einer Palastrevolution mit einem qualvollen Tode. Die türkischen Reichsgeschichtsschreiber — die amtlichen Chronisten — erzählen gar merkwürdige Dinge von seinem zuchtlosen Treiben.

Innerhalb des Harems herrscht die Selbstverwaltung; ein zahlreiches weibliches Beamtenheer besorgt alle notwendigen Geschäfte; an der Spitze der betreffenden Bureaus stehen sieben Vorsteherinnen, die den Titel hasretleri — ungefähr unserer „Exzellenz" entsprechend — führen. Eine von diesen Damen verwaltet die Kassengeschäfte, eine andere die Kanzlei, eine dritte die Garderobe, eine vierte steht dem Marstall vor usw.

Was die Eunuchen angeht, deren Tücke und Grausamkeit gegen die schönen Gefangenen der Harems in Romanen und Feuilletons eben so phantasievoll als falsch geschildert werden, so spielen diese Unglücklichen im kaiserlichen Harem durchaus keine beneidenswerte Rolle. Sie halten die Wache, besorgen die Aufträge der Damen nach auswärts und begleiten die letzteren bei ihren Ausfahrten in die Stadt, ihren Spaziergängen in die kaiserlichen Gärten. Die Gemächer der Damen dürfen die Eunuchen niemals betreten,

ebensowenig wie sie ihre Herrinnen jemals anders als in vollständiger Toilette, in Schleier und Feredsche, erblicken. In kleineren Harems ist dieses Verhältnis allerdings weniger abgegrenzt als im großherrlichen Haushalte.

In den Harem des Padischah zu kommen, in diesen geheimnisvollen Harem, den wir Europäer nur als einen Käfig mit vergoldetem Gitter anzusehen gewohnt sind, ist für das tscherkessische Mädchen der Gipfel aller Wünsche; seine Tochter oder Verwandte dort hineinzubringen, für den tscherkessischen Sklavenhändler der Brennpunkt alles Strebens.

Ganz natürlich! Das arme Kind, das in der heimatlichen Hütte karg genährt und schlecht gekleidet wurde, das auf dem kattunüberspannten harten Holzdiwan schlief, mit bloßen Füßen Wasser holte und des Viehes wartete, das darauf im Sklavenhause sich abquälen mußte, Tanz und Spiel zu erlernen, um sich täglich einer Reihe von prüfenden Käuferinnen vorstellen zu lassen, es fühlt sich in der üppigen Pracht des großherrlichen Harems wie im Paradiese.

Die „Blume des Padischah" schläft jetzt auf seidenen Kissen, ruht auf samtnen Diwans, verfügt über reichen Schmuck, über prachtvolle Gewänder, fährt im vergoldeten Kaik auf dem Bosporus, im seidengepolsterten Wagen in Pera spazieren. Auf ihren Wink gehorchen flinke Diener mit unterwürfiger Verbeugung, während

noch vor wenigen Wochen das arme Sklavenmädchen jeder Käuferin demütig die Hand küssen mußte, und in den eleganten Läden der Frankenviertel, deren glänzende Schaufenster die arme Fatme vor kurzer Zeit noch mit ohnmächtigem Verlangen staunend betrachtete, da begrüßt jetzt ehrfurchtsvoll der Besitzer die stolze Haremsdame, die auf einmal für ein paar tausend Franken Einkäufe macht. Und gelingt es der Tscherkessin, Gnade zu finden vor den Augen des Herrn, hat sie das Glück, ihm einen Sohn zu bescheren — welcher Glanz, welcher Reichtum, welche Ehren, welches Glück! Und kommt etwa gar ihr Sohn zur Regierung, dann ist sie Sultanin Valide, die erste Person des Reiches, die Besitzerin einer Zivilliste von 300000 Pfund, eines Hofstaates von über 200 Personen. Aber auch für die ganze Familie ist die Haremsdame eine Quelle des Segens: ihre Brüder werden Offiziere in der Tscherkessengarde, die Schwestern schließen günstige Heiraten und für den Vater findet sich wohl auch noch irgend eine fette Stelle bei der Direktion der Steuern, der Posten oder einer andern Verwaltung, die dem Meere des Staatsschatzes nicht allzu fern liegt.

Die Unterhaltung des kaiserlichen Harems ist eine der kostspieligsten Einrichtungen in der Türkei; die ungeheure Zivilliste wird zum größten Teile vom Harem verschlungen, und die geradezu unglaublichen Summen, welche Abdul Medschid

und Abdul Azis für die Bedürfnisse des Harems und die Wünsche ihrer Damen aufwandten, haben mit den Grund gelegt zu der finanziellen Bedrängnis, unter der die ganze Türkei heute so unsäglich leidet. Fünfhundert Frauen, die im Golde schwimmen, auf der einen — Tausende von armen Offiziers- und Beamtenwitwen, denen seit Jahren die kärgliche Pension vorenthalten wird, auf der andern Seite: ein häßliches Bild!

WIE OSMAN EFFENDI ZU SEINER FRAU KAM

In Stambul war's, nicht etwa im fränkischen Galata oder Pera, nein, weit hinten in Stambul, wo Europäer nur sporadisch auftreten, wo der fränkische Hut von ungezogenen Kindern beschimpft und die fränkische Kleidung von alttürkisch gesinnten Straßenhunden angebellt wird, — da saß ich eines Abends mit türkischen Freunden im türkischen Kaffeehause. Des Zimmers begrenzter Raum, in welchem, um den murmelnden Springbrunnen versammelt, auf weichen Diwans allerlei beturbante Softas und Hodschas lagerten und sich Geschichten erzählten, beengte uns nicht; auf einer nur den Habitués des Hauses zugänglichen, mit dichtem Efeu und wilden Rosen umrankten Terrasse gaben wir uns dem „Kef" hin.

Eben versank die glühende Sonnenscheibe in den goldig erglänzenden Fluten des Marmara-Meeres, die Halbmonde auf den Moscheekuppeln flimmerten in der zauberhaften Beleuchtung der morgenländischen Abendröte, von den Minarets ertönte melodisch der Gebetsruf und zu unseren Füßen brachen sich mit dumpfem Grollen die blauen Wellen des Meeres am zackigen Felsengestade. Auf kleinen Tischchen mit zierlichen Perlmutterplatten standen in bunten Schalen allerlei bei den Türken beliebte Gerichte, Caviar, Oliven, Austern und Salate, in kleinen geschliffenen Gläsern erwartete uns der echte milchweiße Raki von Chios und der Rauch unserer Zigaretten bildete phantastische Arabesken in der linden Abendluft.

„Wird Irfan Bei die Stelle bekommen?“ fragte ich unseren Freund Selim Effendi, den Imam der kleinen Moschee von Hardsch-Abdullah, von dem die böse Welt behauptet, er sei ein Anhänger der materialistischen Sekte der Bektasch.

Eine Weile verharrte Selim, der mit seinem langen blauen Talar und großen weißen Turban ein malerisches Bild darbot, wie er nachlässig auf dem weichen Pfühl lagerte, in tiefem Stillschweigen, dann strich er den langen schwarzen Bart und sagte philosophisch:

„Allah weiß es; wenn das Kismet es will, wird Irfan Mühürdar werden. Wenn nicht, so wird's ein anderer. Es gibt viele Beis auf der Welt.“

„Bei Allah bitte ich dich,“ rief da lebhaft der kleine Kiamil Bei, ein eleganter Jungtürke im schwarzen Effendi-Anzuge mit weißer Weste und goldenem Kneifer, „bei Allah bitte ich dich, rede mir nicht vom Kismet! Dieser Unsinn sollte doch bei uns nicht vorkommen. Es gibt kein Kismet.“

„Beim Grabe deines Vaters, Kiamil Bei, sprich nicht so freventlich,“ entgegnete der Imam, und seine dunklen Augen strahlten in düsterem Feuer, „es gibt ein Kismet, ein Geschick, ein Fatum, eine zauberhafte, geheimnisvolle Macht, in deren mächtiger Hand wir schwachen Irdischen völlig hilflos sind, in deren unberechenbarer Gewalt unser Dasein und seine Entwicklung ruht. Was auch immer der arme Sterbliche denkt, fürchtet, hofft, erstrebt, ersehnt — alles ist fruchtlos. Über ihm

steht das eherne Kismet und lenkt alle Geschicke wie es will, und unnütz ist's deshalb, mit eigener Hand eingreifen zu wollen in den von Anbeginn an bestimmten Lauf der Dinge. Jeder erhält, was ihm bestimmt ist, und wir alle, alle sind hilflose Sklaven des geheimnisvollen Kismets, des Herrschers der Welt und der Menschen. Allah und der Prophet mögen gewähren, daß unser Kismet ein günstiges sei!"

„Afferim, Afferim (Bravo), Selim Effendi," sagte ich zu dem Redner, „du sprachst wie ein Weiser. Aber was denkst denn du von der Sache, mein Edelstein, Abdurrahman Bei?"

„Ich denke über solche Sachen nicht nach, meine Seele," lachte der schöne Offizier und spielte kokett mit seinen goldenen Adjutantenschnüren, „ich amüsiere mich so gut es geht und kümmere mich um nichts weiter. Für die Philosophie sind die Softas und Mollahs auf der Welt. Rufen wir den Caféwirt, unseren guten Osman Effendi, er soll dir eine Geschichte erzählen. Höre sie an, dann weißt du, was das Kismet ist, und verstehst unseres Selim Reden."

„Osman Effendi, Usta Osman, gel, gel!" ertönte es da gleichzeitig aus vier kräftigen Kehlen, und mit tiefer Verbeugung erschien auf der Schwelle der Gerufene, ein hochgewachsener, kräftiger Mann mit braunem bärtigen Gesicht. Auf dem Haupte trug er einen vielgewundenen kegelförmigen Turban, die kräftigen Glieder umschloß eine

weite gelbe Pluderhose und eine lange, blau und rot gestreifte Flanelljacke, an den Füßen schlotterten große glanzlederne Pantoffeln.

„Laß dich nieder, Osman, mein Lamm," sagte Major Abdurrahman, „hier ist mein Tabak, dort steht der Raki — und jetzt, bei dem Andenken des Propheten, mußt du mir schwören, eine Bitte zu erfüllen, die ich an dich stellen werde."

„Bei den heiligen Stätten unserer Andacht, sie sei dir gewährt."

„So erzähle denn den Bei Effendis dort, wie du zu deiner Frau gekommen bist, der tüchtigen Adileh Hanum, Allah erhalte sie!"

Einen prüfenden Blick warf Osman Effendi auf unsere Gesichter, dann drehte er sich bedächtig eine Zigarette und begann:

„Als Saïde, meine erste Frau — Gott habe sie selig! — den beschränkten Raum dieser Zeitlichkeit mit dem Strome des ewigen Daseins vertauscht und mein erster Schmerz um die Verblichene sich etwas gelegt hatte, da beschloß ich, eine Sklavin zu kaufen und ihr die Stelle der Hanum in meinem Hause zu übertragen, denn allzu groß waren die Leiden und Verdrießlichkeiten gewesen, die mir meine Schwiegermutter bereitet hatte, als daß ich es noch einmal mit einer mutterbegabten freien Frau hätte versuchen wollen. So begab ich mich denn auf die Suche und widmete alle freien Stunden dem Aufenthalt in den Sklavenhäusern, um irgend eine für mich

passende Frau zu entdecken. Eines Nachts in jener Zeit, als ich nach langem fruchtlosen Suchen schon völlig daran verzweifelte, zu meinem Ziele zu gelangen, erblickte ich im Traum ein schönes Weib mit braunem Haar und blauen, sanften Augen, die mir Allah zum Weibe gab. Nach Jahresfrist schenkte sie mir einen schönen Knaben, dem ich den Namen Mehemed Rifat gab, und wir lebten froh und zufrieden zusammen. Dieser Traum stärkte meine schon sinkende Zuversicht wieder und am nächsten Tage, beim Morgengrauen, begab ich mich zur Kiamile Hanum in Skutari, um zu sehen, ob vielleicht dort eine passende Sklavin zu verkaufen sei. Während ich mit dieser guten Frau — Gott segne sie fortdauernd — in eifriger Unterredung begriffen war, fuhr ein Wagen vor und zwei Eunuchen brachten eine schöngekleidete Dame. Kiamile Hanum begab sich ins Empfangzimmer, und wohl eine Stunde verging, ehe sie zu mir zurückkehrte, freudestrahlend und lachend.

„Allah sei Ruhm und Dank, mein Sohn!“ rief die fromme Dienerin Gottes, „er hat dir soeben eine Frau geschickt. Als Hussein Eminsade Paschas Tochter Gülrengi geboren wurde, da kaufte der Vater eine tscherkessische Sklavin im zartesten Alter, um mit Gülrengi gleichzeitig erzogen zu werden. Tscheylekh, so hieß die Tscherkessin, wuchs mit des Paschas Tochter gleichzeitig im Harem des Konaks auf, erhielt die gleiche Er-

ziehung mit Gülrengi und wuchs hinan zu einem Muster von Schönheit und Vollkommenheit. Vor sechs Monaten heiratete Gülrengi den Oberst Tahir Bei und Tscheylekh blieb als Herrin im Hause zurück, da Heddiéh, des Paschas Frau, unterdessen in die Gefilde der Seligen eingegangen war. Aber die jugendlich schöne Mädchenknospe reizte des alten Muschirs Begierden und er wollte sie zum Weibe haben. Tscheylekh weigerte sich energisch, des Alten Hanum zu werden, Gülrengi und ihr Mann, Tahir Bei, unterstützten sie in ihrem Widerstande, und schließlich wurde der Pascha so wütend, daß er die schöne Tscheylekh soeben zum Verkaufe zu mir schickte. Freue dich, Osman Effendi, dein Weib ist gefunden! Nicht nur ist Tscheylekh schön und von untadelhafter Gestalt, sie weiß auch den Kalem zu führen und den Koran zu lesen, und liebliche Töne entlockt ihre kunstgewandte Hand der silbernen Laute."

„Komm, komm, zeige mir die Schöne!" rief ich entbrannt, und als darauf Kjamile mich in das Frauengemach hineinführte, da schlug mein Herz, als ob es zerspringen wollte, denn vor mir sah ich eine stattliche hohe Mädchengestalt mit schwarzen Haaren, funkelnden Augen und breiter Stirn, mit Augenbrauen wie der Bogen des Mondes, mit roten Wangen und vollen Lippen. Und sie errötete schamhaft, als ich den Gruß an sie richtete, und nachdem ich geredet, versprach sie,

mir willig — nicht nur aus äußerem Zwange — zu folgen und als treues Weib mit mir zu leben. Wir redeten lange zusammen und ich versprach, am darauf folgenden Tage zurückzukehren, um die Geldfrage zu regeln; denn der Pascha hatte den Preis noch nicht bestimmt. Noch blinkten die Sterne am Himmel und das Frühgebet war noch nicht ausgerufen, da stand ich am folgenden Tage wieder vor Kjamiles Hause. Die Ungeduld machte mich krank und ich zitterte vor Verlangen, — aber ach, der Sterbliche bietet zwar, doch Allah allein gibt den Zuschlag!"

„An einem Unglückstage bist du geboren, Osman Effendi," rief mir die alte Kjamile entgegen, „der Pascha bereut seinen Zorn und will Tscheylekh in sein Haus zurücknehmen, auf daß sie als Tochter mit ihm lebe und den Rest seiner Tage erheitere. Wai, wai, jetzt verzehrt bitterer Gram des schönen Mädchens Herz, denn nach dir, mein Lamm, steht ihr jungfräulicher Sinn."

Betäubt vor Schmerz hörte ich der Alten schwarze Worte, und beinahe hätte die Enttäuschung mich getötet, doch da traf mich durch Gottes Hilfe ein glücklicher Gedanke. Auf schnellem Rosse eilte ich nach Defterdar-Iskelessi, wo in schönem Konak meine Tante Sobeïde wohnt, des Konia-Molassi Latif Effendis trauernde Witwe.

„Mutter, ich küsse deine Herzgrube," rief ich ihr entgegen, „leih mir deine Hilfe, du Licht

meiner Augen, Fleck meiner Leber! Ein schwarzer Gram erstickt mein Dasein!"

Und die alte Hanum wußte Rat. Sofort ließ sie den Wagen anspannen und fuhr, während ich in ihrem Hause wartete, eiligst zu Hussein Pascha.

„Effendim," sagte sie dem alten Marschall, „Effendim, Gott verlängere deine Tage. Beim Grabe deiner Mutter, ich erflehe eine Gunst von dir. Bei Kjamile Hanum, der Sklavenhändlerin — Allah segne sie — sah ich heute ein schönes Mädchen zum Verkauf ausgestellt, zierlich wie eine Gazelle und feurig wie ein Panther der Wüste. Ich bin alt und einsam, die Spinnen ziehen ihre Netze in meinem Konak und das Gras sprießt zwischen den Marmorfliesen der Vorsäle. Verkauf mir die schöne Tscheylekh, sie soll mein einsames Alter erheitern! Wenn du den Propheten liebst, versage mir nicht deine Einwilligung."

Vergebens wehrte sich Hussein Pascha, — Ihr wißt, Effendiler, ein Weib setzt immer seinen Willen durch! Mit einem Briefe des Paschas an die alte Kjamile, worin die Sklavenhändlerin ermächtigt wurde, die schöne Tscheylekh für 300 Pfund zu verkaufen, traf Sobeïde wieder bei mir ein, und in überströmendem Danke warf ich mich zur Erde nieder und küßte die Füße meiner klugen Tante. Dann trug mich das Roß in schnellem Fluge zurück nach Skutari zur Kjamile,

deren Haus betrübt und verzweifelt war ob des widrigen Geschickes der schönen Sklavin. Welche Freude brachte ich mit, welche entzückend schönen Stunden verlebte ich mit Tscheylekh, deren dunkle Augen funkelten, als ich ihr sagte, daß sie morgen meines Hauses glückliche und beglückende Herrin sein werde! Erst nach dem Abendgebet ging ich weg, mit dem Versprechen, morgen früh wiederzukommen und die 300 Pfund zu erlegen. Auf dem Wege nach Hause traf ich Achmet Effendi, den Leibzwerg Ali Derhelli Paschas, der später Lustigmacher im Palais wurde, und ließ mich von dem buckligen Ungetüm — Gott schicke ihn dereinst in die ewige Verdammnis! — verleiten, nach Zinghaléh-Kapu in Suleymans Kaffeehaus zu gehen, um dort einen Raki zu trinken. In einer Laube sitzend, erzählte ich ihm dort die ganze Geschichte, er freute sich meines Glückes, und fröhlich traten wir den Heimweg an. Beim Herausgehen bemerkte ich, daß ganz in unserer Nähe, durch großblätterige Palmen getrennt, ein Major gesessen hatte, der unser ganzes Gespräch gehört haben mußte, wenn er von Anfang an zugegen gewesen war. Ich ärgerte mich über meine Unvorsichtigkeit, weil, ihr wißt es ja, Effendiler, über Frauen zu reden eine Versündigung gegen die geheiligte Sitte ist, doch vergaß ich in meiner Freude bald des ärgerlichen Zwischenfalles, holte mein Abendgebet nach und schlief zufrieden ein. Am nächsten Morgen packte

ich 300 Pfund in einen rotsamtenen Beutel und ging zum Schiffe, um nach Skutari zu fahren und die schöne Tscheylekh als Königin meines Herzens und Besitzes nach Hause zu führen. Auf dem Wege begegnet mir Dschevdet Effendi, der Scheich der Derwische von Kassim Pascha, der treue Lehrer meiner Jugend. Ich gehe auf die ehrwürdige Person meines Erziehers zu, küsse ihm die Hand, und — zu meinem Schrecken — ladet er sich bei mir für den Morgen zu Gast ein. Was sollte ich machen? Mein Herz brannte, mein Kopf glühte, meine Pulse flogen, aber — sprecht selbst, ihr Herren — konnte ich meinen alten Lehrer abweisen? Unmöglich! Mit süßem Antlitz und saurem Herzen ging ich mit Dschevdet Effendi in mein Haus zurück und hörte zwei Stunden seinen langweiligen Reden über den Koran und die heiligen Vorschriften zu, während mein Geist bei der schönen Tscheylekh weilte. Endlich ging er. Mit Windeseile flog ich nach Skutari. In vollem Laufe lange ich bei Kjamile Hanum an.

„Du Hund und Sohn einer Hündin," rief mir die Alte zu, „möge der Prophet deinen Samen verfluchen! Aber Allah ist groß, deine Bosheit ist erkannt und dein Plan vernichtet!"

Vergebens bat, vergebens protestierte, vergebens schimpfte ich, erst nach mehreren Stunden ward Kjamile so ruhig, daß mir Aufklärung wurde. Aber welche Aufklärung! Am Morgen,

während ich den Predigten Dschevdets lauschte, kam ein Major in das Sklavenhaus der Kjamile und sagte: „Hast du nicht Tscheylekh zu verkaufen, fromme Frau, des alten Hussein Pascha treffliche Sklavin?“

„Sie ist verkauft, Effendim.“

„Ei, ei, und an wen?“

„An Osman Effendi, den Sohn Hulussi Effendis, der das große Kaffeehaus Bagdsche-Kerat-Hanessi besitzt.“

„O, Fluch dem Verdammten, dem Hund, dem Gottesleugner! Er ist der Gatte meiner armen Schwester, die ihm neun schöne Kinder geschenkt hat. Und er will sich noch eine zweite Frau nehmen! Der Prophet soll mich strafen, wenn ich nicht noch heute des Hundes schwarze Seele aus seinem sündhaften Leibe treibe!“ Genug, Ihr Herren, durch diese Verleumdungen — denn ich war Witwer und kinderlos — gelang es dem Major, die Frauen gegen mich zu stimmen. Er erlegte sofort den Kaufpreis und hatte etwa eine Viertelstunde vor meiner Ankunft die schöne Tscheylekh mit sich fortgeführt. Der Imam hatte das Kaufprotokoll aufgenommen, daraus ersah ich Namen und Wohnung des Bösewichts und stürzte sofort dahin, um meine Sklavin zu befreien. Aber ach, die Diener des Majors warfen mich auf die Straße, und als ich schrie, verhafteten mich die Zaptiehs, und ich mußte die Nacht, nach meiner Absicht die Hochzeitsnacht,

mit Dieben und Räubern gemeinsam auf der Wache zubringen. Als ich am nächsten Morgen auf dem Kriegsministerium meine Sache vorbrachte, war Tscheylekh bereits die Frau des Majors geworden und ich hatte das leere Nachsehen und den Spott obendrein. Später erfuhr ich dann gelegentlich, daß dieser Major meine Tscheylekh schon lange geliebt, aber als Hussein Pascha sie zum Verkaufe nach Skutari sandte, ihre Spur verloren hatte. Auf die letztere hatte ich ihn gebracht, als ich, nicht ahnend, daß ein Zuhörer in der Nähe, dem Achmed Effendi in der Laube des Kaffeehauses meine Geschichte erzählte. Der Major hatte darauf nichts Eiligeres zu tun, als am nächsten Morgen bei seinen Freunden herumzulaufen, um das nötige Geld zum Ankauf der Sklavin aufzutreiben. Dies gelang ihm aber erst im späteren Laufe des Vormittags, und wenn ich nicht durch Dschevdet aufgehalten worden wäre, so wäre Tscheylekh an jenem Morgen mein Eigentum geworden. Aber das Kismet war gegen mich, und ich habe die schöne Sklavin nie mehr wiedergesehen.

Nach diesem traurigen Ereignisse warf mich ein heftiges Fieber aufs Krankenbett, und erst Monate lang später erlangte ich wieder die frühere Kraft und Frische, aber nicht mehr die frühere Heiterkeit. Der Verlust der schönen Blume Tscheylekh, deren Besitz ich so heiß ersehnt, hatte mich zu tief getroffen; mein Sinn wandte

sich nur mehr den himmlischen Dingen zu, und ich beschloß, die Wallfahrt nach Mekka anzutreten. Ich bestellte mein Haus, machte mein Gepäck zurecht, traf alle nötigen Vorkehrungen und nahm ein Billett für das am Freitag morgen abfahrende Schiff nach Alexandrien, von wo aus ich mich nach Dschidda begeben wollte.

Am Donnerstag abend, dem Tage vor meiner Abreise, saß ich im Reiseanzuge, eine Summe von 400 Pfund in einer Ledertasche um den Leib geschnallt, in meinem Zimmer und las im Koran, mich vorbereitend auf die heilige Reise. Da trat mein Freund und Gönner Ziah Pascha hinein und sprach:

„Osman Effendi, meine Seele, du mußt mir einen Liebesdienst erweisen. Hier in der Nähe wohnt Kemal Bei, der Kammerherr des Sultans. Wie ich gehört, hat er eine wunderschöne Sklavin zu verkaufen, die sogar des Sultans Augen schon auf sich gelenkt. Ich möchte sie kaufen. Zeige mir Kemals Haus."

Vergebens hielt ich dem Freunde vor, daß ich schon längst meinen Sinn von irdischen Angelegenheiten losgelöst, daß ich morgen auf die heilige Wallfahrt gehe — ich mußte ihn begleiten. Im Hause angekommen, blieb ich in der Vorhalle zurück, während Ziah Pascha zur Besichtigung der Sklavin in den Harem hinaufging. Nach einigen Minuten kam er erregt zurück.

„Osman, mein Freund, ich beschwöre dich, komm

hinauf und sieh die Sklavin. Sie ist das schönste Weib der Welt, aber Kemal Bei verweigert sie mir, weil er sie nur einem ledigen Manne geben will. Komm und schau!"

Vergebens weigerte, vergebens wehrte ich mich. Mit Gewalt zog Ziah mich hinauf. Der Vorhang ward auseinandergezogen — ich sah das Weib meines Traumes! Ein wundersames Gefühl bemächtigte sich meiner, der Himmel selbst hatte gesprochen, ich war entschlossen.

„Kemal Bei, du kennst mich, ich bin ledig, gibst du sie mir?"

„Osman Effendi, sie sei dein, mögest du Glück an ihr erleben!"

Ich zog meinen Beutel, bezahlte den Kaufpreis und führte die Sklavin nach Hause. Nach einer Stunde pochte es heftig an meiner Tür, und Kemal selbst, den Schrecken sichtbar auf dem bleichen Antlitz tragend, verlangte den Kauf rückgängig zu machen, da unser Herr (der Sultan) die schöne Elmassy für seinen hohen Harem begehrt habe. Aber schon war Elmassy meine Frau, und keine Macht der Welt konnte mir ihren Besitz mehr streitig machen. Jetzt leben wir schon neun Jahre in Frieden und Freude zusammen, und der Knabe, den ihr dort unten spielen seht, meine Herren, das ist Mehemed Rifat, den mir das Kismet im Traume vorhergesagt hatte."

Die Schatten der Nacht waren mittlerweile

herabgesunken auf unseren stillen Plauderwinkel und die brausenden Meereswogen, die ein heftiger Südwind mit donnerndem Rauschen gegen die Klippen trieb, mahnten dringend zum Aufbruch. Ich ging mit Selim Effendi, in dessen stillem Pfarrhause ich die Nacht zubringen wollte.

„Nun, Daud Bei," fragte mich unterwegs der langbärtige Philosoph unter dem Turban, „was denken Sie jetzt über das Kismet?"

„Lieber Selim," entgegnete ich, „ich will mit einem Worte antworten, das von einem Engländer herrührt, es heißt: „Es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt."

„Sehr gut," bemerkte der Imam, „wie hieß der Mann, der das gesagt hat?"

„William Shakespeare, Effendi."

„Danke, den Namen will ich mir merken; dieser Engländer glaubte auch an ein Kismet."

LAELETT-UL-KADR

Die religiösen Feste des Islam haben sämtlich einen eigentümlichen Beigeschmack. Das Göttliche verquickt sich mit dem Menschlichen, das Grobsinnliche vereint sich mit dem Überirdischen, die leicht faßlichen Äußerlichkeiten gewinnen durch geheimnisvolle Deutungen und sophistische Auslegungen einen höheren Charakter, kurzum, es ist ein ganz seltsames Gemisch von nacktem Realismus und kunstvoll hineingedeutetem Idealismus, was demjenigen gegenübertritt, der an der Hand des mohammedanischen Kirchenjahrs das gewaltige Gebäude von phantastischen Glaubenslehren und befremdlichen Sittenvorschriften betrachtet, welches man den Islam nennt. Ganz besonders treten diese eigentümlichen und im ersten Augenblick fast unvereinbar scheinenden Gegensätze bei der Feier zutage, welche sich im September unter zahlreicher Beteiligung der gesamten Türkenwelt hier abspielt, bei der Begehung der Laelett-ul-Kadr, der Nacht der Geheimnisse.

Nach der moslemischen Glaubenslehre ist es die Nacht des 27. Ramasan, des Gnadenmonats, in welchem die ganze Welt, Mensch und Tier, Baum und Strauch, Felsen und Berge, Land und Meer ganz besonders unter der direkten Einwirkung Allahs stehen. In dieser Nacht überschaut Allah gleichsam das Reich seiner Gläubigen und die ganze von ihm geschaffene Kreatur mit besonderer Sorgfalt; wohl dem, den

er vorbereitet trifft! Ihm wird das ganze folgende Jahr zum Segen; Glück und Wohlfahrt, Friede und Gesundheit begleiten ihn, alle seine Handlungen werden vom erwünschten Erfolg gekrönt, während dem Bösen zeitliches und ewiges Unheil erwächst.

Natürlich erscheint es daher, daß „die Nacht der Geheimnisse" von allen gläubigen Moslems mit peinlichster Strenge den Gebeten und Andachtsübungen gewidmet wird.

Die Moscheen sind die ganze Nacht hindurch geöffnet und zahlreiche Andächtige füllen bis zum Tagesanbruch ihre weiten Hallen, demütig den begeisterten Worten der Imams lauschend und in den Zwischenpausen inbrünstige Gebete vor sich hinmurmelnd.

Die gewöhnliche und hergebrachte Festesfreude, welche sonst die Ramasansnächte kennzeichnet, hat für dies eine Mal einer gesammelten, ernsten Stimmung Platz machen müssen, denn in der „Laelett-ul-Kadr" sind dem Muselmann alle irdischen Ergötzungen aufs strengste verboten, besonders der Verkehr mit seinem Harem. Nur der Padischah allein ist von diesem Gesetze ausgenommen. Der Schatten Gottes, der „Imam-ul-Moslimin" (Oberpriester aller Gläubigen) hat in dieser Nacht eine an und für sich zwar sehr irdische, aber durch die Vorschriften des Islam mit einem ganz besonderen religiös-geheimnisvollen Charakter umkleidete Pflicht zu erfüllen:

er soll dem Throne Osmans einen neuen Erben schenken, er soll, wie die Lehrer des Islam in der blumenreichen Sprache des Orients sich ausdrücken, den vielen blühenden Rosenbüschen des Gartens der Glückseligkeit heute einen neuen kraftvollen Zweig beifügen.

Die glückliche Jungfrau, welche dem Kalifen alljährlich an diesem Abend zugeführt wird, ist in der Regel eine durch hervorragende körperliche Vorzüge ausgezeichnete Sklavin von 15 bis 16 Jahren, welche seit Jahren von der Sultanin Valide oder einer anderen hohen Dame des großherrlichen Harems auf diese hohe Bestimmung sorgfältig vorbereitet worden ist. Schenkt sie dem Sultan einen Sohn, so wird ihre Stellung dadurch mit einem Schlage eine im höchsten Grade bedeutungsvolle, mächtige und einflußreiche; man kann sich daher leicht denken, wie verwickelt und mannigfaltig die Anstrengungen sind, welche in Stambul, der Stadt der Serailintrigen und Palastumtriebe, seitens der verschiedenen Hofparteien gemacht werden, um durch Vermittlung von dem kaiserlichen Harem nahestehenden vornehmen Damen wirkungsvollen Einfluß auf das neue, hoffnungsvolle Gestirn am Himmel des Serails zu erlangen. Leute, die durch Amt, Beruf oder zufällige Verhältnisse und Verbindungen einen Einblick hinter diese geheimnisvollsten aller Kulissen werfen zu können bevorzugt waren, erzählen gar sonderbare Ge-

schichten über diese Verhältnisse, Geschichten, die zur Genüge beweisen, daß auch im 19. Jahrhundert in den geheimnisvollen, von aller Außenwelt hermetisch abgeschlossenen Sultanspalästen sich Dinge zutragen, die in „Tausend und eine Nacht" eine würdige Stelle gefunden hätten, Geschichten, in denen die raffinierteste Unterschiebung und Verwechselung der Neugeborenen noch die harmlosesten Vorkommnisse sind. Indes eignen diese Sachen sich nicht zur Veröffentlichung und können höchstens in verschwiegenen Tagebüchern eine Stellung finden. Aufgabe eines gewissenhaften Chronisten aus der Siebenhügelstadt am Bosporus kann es nur sein, die äußeren Umrisse des Festes zu zeichnen, so weit solches dem großen Publikum sichtbar ist.

Acht Uhr war es, als wir aus Pera fortritten, eine stattliche Kavalkade: vorauf der Türke Suleiman Agha, das Ideal aller Kawassen an Treue, Umsicht und Geschicklichkeit, dann ich mit meinen Freunden, hinterher folgten die Pferdeverleiher, mit lautem Zuruf ihre Gäule antreibend und, wenn die Gangart ihnen das Nachfolgen erschwerte, am Schweif der Pferde sich festhaltend. Raschen Trabes gings durch die gaserleuchtete große Perastraße mit den bunt bewimpelten und beflaggten Cafés chantants in das stille Türkenviertel Gümüsch Su (Silberwasser) hinein.

Im Fluge zogen die kleinen gartenumfriedeten Holzhäuschen an uns vorbei, zwischen denen die

riesenhaften Umrisse des stattlichen neuen Botschafts-Palais sich ausnahmen wie Gulliver unter den Zwergen, dann gings langsameren Schrittes einen steilen Abhang hinunter, auf dem europäische Pferde bei der herrschenden Finsternis jedenfalls Hals und Bein gebrochen haben würden — und unseren Lippen entrann sich ein lautes „Ah, ist das zauberhaft!"

Vor uns lag der große Schloßplatz von Dolma-Bagdsche, ein Platz, uns allen bekannt und vertraut, aber bei dieser festlichen Gelegenheit so umgestaltet und verwandelt, daß wir Mühe hatten, uns zurechtzufinden.

Zur Rechten hatten wir den kaiserlichen Marstall, ein stattliches dreistöckiges Gebäude, dessen unzählige Fenster verschwenderisch mit bunten Lampions und hellen Kerzen erleuchtet waren. Gegenüber erglänzte in strahlender Beleuchtung die schöne Moschee von Dolma-Bagdsche, von Abdul Medschids frommer Mutter erbaut.

Aus dem durchbrochenen Gitterwerk der Mauern flimmerten phantastisch bunte Windlichter, die Kuppeln und Fenster, die Vorsprünge und die Hofmauer waren mit mehreren Reihen von Laternen besetzt, deren weißer Schein sich wirkungsvoll mit all dem bunten Strahlenglanz mischte, die Galerien der hohen Minarets flammten in elektrischer Beleuchtung, deren Widerschein lange, bleiche, zitternde Schlaglichter in das stille Meer warfen, welches den Schloßplatz von

der andern Seite begrenzt. Dünne Fäden, mit kleinen Lichtern besetzt, schlangen sich von Minaret zu Minaret und bildeten, von des Muezzims geübter Hand kunstverständig geleitet, feurige Koransprüche, die dem unbewaffneten Auge frei in der Luft zu schweben schienen, gleich als ob Allahs Hand sie dort halte.

Auf der anderen Seite schwamm in einem wahren Lichtmeer das Schloß von Dolma-Bagdsche, und zwischen all dem Flimmer und Glanz wogten Tausende von Menschen auf und nieder, Soldaten und Offiziere, Derwische und Imams, wohlgekleidete fette Effendis und Fakirs in zerlumpten Gewändern, Beamte, Handwerker und Lastträger und vor allem türkische Frauen, vornehm und niedrig, in wallenden Mänteln von schreienden Farben und koketten Schleiern. Alles war hinausgezogen, um des Padischah Rückkehr aus der Moschee mit anzusehen.

Bis zu dieser Zeit vertrieb man sich die Langeweile mit Gespräch und Scherzen, mit Kaffeetrinken und Essen von Zuckerwerk und Sesambrot, das die wandelnden „Schekerdschis" und „Simidschis" zum Verkauf anboten.

Den Hauptanziehungspunkt für die Menge aber bildete das Feuerwerk, welches die kaiserlichen Pyrotechniker vom Vorplatze des Palastes aus abbrannten. Goldfarbige Raketen und Schwärmer wechselten mit bunten Leuchtkugeln ab, und zuweilen ergoß sich aus den Lüften ein minuten-

lang währender Feuerregen, der, in tausend Farben abwechselnd schimmernd, den spiegelglatten Bosporus in allen Nuancen des Regenbogens aufleuchten ließ und die auf der asiatischen Küste liegenden Vorstädte tageshell für einen kurzen Augenblick aus der nächtlichen Finsternis hervorzauberte.

Ein märchenhaftes Schauspiel, dem man stundenlang hätte zuschauen mögen!

Aber schon erinnerte der Aufmarsch der kaiserlichen Garden auf dem Schloßplatze uns daran, daß der Padischah nicht lange mehr in der Moschee weilen werde.

Schnell stiegen wir von den Rossen herab und bahnten uns, den getreuen Suleiman voran, einen Weg durch die Menge bis zur Moschee, in deren Vorhof wir, dank unserem türkischen Begleiter, ungehindert eingelassen wurden.

Ein Bataillon des kaiserlichen Leibregiments Karsch Abdallah bildete Spalier, schöne, kräftige Gestalten in dunkler, kleidsamer Uniform mit phantastisch roten Verzierungen und großen Turbanen.

In der Mitte des großen Hofes standen verschiedene Paschas plaudernd zusammen, überhaupt hatte die Szene vorläufig noch einen sehr gemütlichen Anstrich: Soldaten, Offiziere, Paschas und Publikum sprachen, lachten und rauchten ganz ungeniert miteinander, während aus der lichterfüllten Moschee von kraftvollen Stimmen

wirkungsvoll vorgetragene feierliche Gesänge hinausschallten.

Auf einmal ertönte ein kurzes Kommandowort, die Soldaten warfen die Zigaretten weg, stellten sich in Reih und Glied und zogen das Gewehr an, ein Haufen von Dienern belegte die Stufen der Moscheepforte mit kostbaren Teppichen, zu deren beiden Seiten Pagen mit Räucherbecken sich aufstellten und die gewürzigen Düfte kostbarer Spezereien weithin über den Platz entsandten. Die Schar von Paschas und hohen Beamten mehrte sich in jedem Augenblick, immer dickere Effendis, goldgesticktere Uniformen, größere Ordenssterne erschienen, wurden von den Anwesenden mit ehrerbietigen Selams begrüßt und stellten sich zu beiden Seiten der Treppe auf.

Jetzt führte ein Stallmeister in reicher Uniform ein prachtvolles arabisches Roß vor, milchweiß, mit langem Schweif und flatternder Mähne. Eine rote, goldgestickte Schabracke fiel zu beiden Seiten des herrlichen Tieres bis fast zur Erde nieder, Steigbügel und Zaumgeschirr waren von Gold.

Zwei Reihen von Garde-Offizieren nahmen seitwärts der Paschas Aufstellung, große, bunte Windlichter tragend, deren phantastische Farben auf dem dunklen, mit düstern Cypressen besetzen und nur ringsum von den illuminierten Gebäuden wie mit einem Strahlenkranze umgebenen Platze von erstaunlicher Wirkung waren.

Die Gesänge in der Moschee wurden wilder, regelloser, aufgeregter und arteten schließlich in ein betäubendes Allahrufen aus, dann folgte eine kurze Anrede des Oberimam, ein lautes „Padischam tschok jascha“ . . . . der Großherr nahte.

Diener, Paschas und Publikum kreuzten die Hände auf der Brust und neigten sich ehrerbietig zur Erde nieder, die Tambours schlugen einen kurzen Wirbel, die Soldaten präsentierten das Gewehr und inmitten der gebeugten Menge erschien auf der Treppe der Sultan, die schlanke Gestalt von einem weiten, blauen ärmellosen Mantel umflossen, das einfache Fez auf dem Haupte.

Einen Augenblick blieb der Großherr auf den Stufen und überschaute, das Haupt leicht zum Gruße senkend, die ihm begeistert zujauchzende Menge, dann bestieg er das feurige Araberroß, dessen Steigbügel ein knieender Page hielt, und trat den Rückweg zum Palais an.

Vorauf zogen die Offiziere mit den farbigen Lampions und die Pagen mit den Räucherpfannen, dann folgten, zu je vier Mann geordnet, die Generale und Minister, in ihrer Mitte der Sultan, nach rechts und links durch freundliche Blicke die Zurufe der Soldaten und des Volkes erwidernd.

So gings bis zum Palais, an dessen fahnengeschmückter Pforte ein Kreis hoher Ulemas den

Herrscher mit feierlichem Wechselgesang begrüßte.

Als die erhebenden Klänge verrauscht waren, richtete Abdul Hamid einige Worte an die ihn umgebenden Großwürdenträger, die sich darauf unter tiefen Selams zurückzogen. Die kaiserlichen Leibpagen gruppierten sich um den Herrscher, der kleine Zug verschwand, mit dröhnendem Schalle schlossen sich die ehernen Pforten — Laelett-ul-Kadr, die Nacht der Geheimnisse.

STAMBUL IM RAMASAN

Der Ramasan ist die Fastenzeit der Mohammedaner.

Während seiner Dauer verbieten die religiösen Vorschriften dem Rechtgläubigen aufs strengste, in der Zeit von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang dem Körper irgend welche Nahrung zuzuführen. Doch nicht nur Essen und Trinken, auch Rauchen, Schnupfen und Tabakkauen sind untersagt, ja, selbst das Riechen an Blumen, Essenzen und andere Sachen wird als Verletzung der Gesetze betrachtet. Gleichen Wert legt der Islam in dieser Zeit auf die geistige Reinhaltung: während des Ramasan ist Vermeidung jeglicher Lüge, jeglicher Verleumdung, jedes harten Urteils dem Muselmann eben so streng zur Pflicht gemacht, als die Enthaltung von Speise, Trank und Wohlgerüchen.

„Und mögest auch immer mit ängstlicher Strenge du fasten und von den duftenden Blüten des Gartens dich fernhalten," sagt der Scheich Hafis Mustafa, ein berühmter Gesetzeslehrer und Scheich-ül-Islam, „entschlüpft deinen Lippen ein böses Wort über deinen Bruder, so bleibt dir nur die Reue. Denn zornigen Auges schaut Allah auf den, so nur äußerlich Opfer bringt, die innere Huldigung gering achtend!"

Im Monat Ramasan empfing Mohammed seine Mission vom Himmel — am 19. ward sie ihm verkündet, am folgenden Tage erfolgte die Mitteilung der ersten Sure des Koran —; zum ewigen An-

denken ist daher, auf Anordnung des Propheten selbst, dieser Monat zu einer Zeit der Enthaltsamkeit und Abtötung, der Veredlung und Heiligung ausersehen worden.

Der Ramasan beginnt mit dem letzten Sonnenuntergange des Monats Schaban und endigt mit dem ersten Sonnenaufgang des folgenden Monats Schawal, an ihn reihen sich in unmittelbarer Folge die drei Festtage des Beiram, im Arabischen id fitr das Brechen des Fastens genannt.

Lebhaftes Interesse, während meines Aufenthaltes in der Hauptstadt des Islam mich über die religiösen Fragen eingehend zu unterrichten, genaue Beobachtung und mannigfache Bekanntschaft mit Muselmännern aus den verschiedensten Ständen haben mir die Gewißheit verschafft, daß die Vorschriften hinsichtlich der Feier des Ramasan von der überwiegenden Mehrzahl der Mohammedaner mit peinlichster Strenge befolgt werden.

Die niederen und größtenteils auch die mittleren Stände, meistens aufrichtig fromm und ihrer Lehre und Religion in inniger Liebe zugetan, erfüllen die Vorschriften in der harmlosen Einfalt ihres Herzens, weil der Prophet sie gegeben hat und weil sie von ihren Vätern zur Ausübung derselben angehalten worden sind.

Anders ist's bei den upper ten thousand! Auch sie halten — mit wenigen Ausnahmen — den Ramasan, aber nicht aus Religion, sondern aus Politik,

aus Scheu, mit dem Althergebrachten zu brechen, aus Furcht, sich zu kompromittieren.

In der Jugend von französischen Bonnen er- oder, richtiger gesagt, verzogen, nach einer oberflächlichen Ausbildung im Galata-Serail beim Beginn des reiferen Jünglingsalters entweder zur Ausbildung nach Europa geschickt oder als überzählige — Bummler bei irgend einer der türkischen Gesandtschaften im Auslande beschäftigt, sind die Effendis und Beis nach Stambul zurückgekommen, ohne die richtigen belebenden und erhebenden Elemente der europäischen Kultur wirklich in sich aufgenommen zu haben, dafür aber um so vertrauter mit allen Nachtseiten der abendländischen Zivilisation. Die letzteren sind ihre einzige Errungenschaft, und diese ist teuer, sehr teuer erkauft! Denn hierfür hat der Effendi alle jene Eigenschaften über Bord geworfen, die den niederen, gewöhnlichen Türken zieren: Biederkeit, Geradheit, Wahrheitsliebe, Bescheidenheit und gediegene Männlichkeit. Es mag dies hart klingen, leider ist es nur zu wahr.

Der Zufall ließ mich vor Jahresfrist die Bekanntschaft einiger jungen vornehmen Türken machen, die früher in hervorragender Stellung in London ansässig gewesen waren. Ein gemeinsam bestandenes Abenteuer, die englische Sprache und allerlei gemeinschaftliche Erinnerungen an die Weltstadt an der Themse brachten bald ein leidlich vertrautes Verhältnis zwischen uns zuwege. Aber wie ent-

täuschte mich die nähere Bekanntschaft mit den — nebenbei bemerkt, zur feinsten Gesellschaft gehörenden — jungen Männern! Nicht ein einziger von ihnen hatte es verstanden, die fruchtbringenden Elemente englischen Lebens, englischer Häuslichkeit, Bildung, Sinnesart und Denkungsweise in sich aufzunehmen und zu verwerten. All diesen Dingen standen sie fern, ihre Erinnerungen beschränkten sich auf Alhambra und Argyll Rooms, auf den Leicester Square, gewisse Seitenstraßen des Strand und ähnliche Dinge. Aber ihre Gewänder hatten Poole & Co. „gebaut", und ihre Glanzstiefeletten waren von Deroy & Domaine „konstruiert".

Der geneigte Leser möge mir diese Abschweifung verzeihen, die gepflogenen Erörterungen hängen, wenn auch in indirekter Weise, doch immerhin mit dem Ramasan zusammen, insofern nämlich, als auch diese Leute im Ramasan durchschnittlich fasten und entbehren, gleich dem frömmsten Alttürken. Sie möchten schon gern essen und trinken und des geliebten Nargileh Rauch (Latakia Nummer 1, mit Rosenöl parfümiert) wollüstig einschlürfen — aber es geht ja nicht! Wo sollten sie sich denn diesen Genüssen hingeben? Im eigenen Hause gehts nicht: im Selamlik — der Männerabteilung — würden die spähenden Augen der Dienerschaft das Verbrechen erblicken, im Haremlik — den Frauengemächern — wacht die fromme Hanum, eine getreue Dienerin des Pro-

pheten, der Sunna und des Scheri, gar ängstlich über der getreuen Befolgung der Gesetze. So bleibt noch das türkische Caféhaus und die fränkische Kneipe, aber das erstere ist tagsüber geschlossen, und in einem fränkischen Restaurant die verbotene Frucht zu genießen — das ist doch zu gefährlich. Wie leicht könnte der Wirt, nichts Böses ahnend, das gefährliche Geheimnis verraten, wie leicht ein Vorübergehender den „Protestanten" (so nennen die Muselmänner einen im Geruche des religiösen Liberalismus stehenden Glaubensgenossen) wahrnehmen, wie er, vom bösen Gewissen gepeinigt, in einer finsteren Ecke die Speisen hinabwürgt und Scharab dazu trinkt, der den Rechtgläubigen verhaßt sein soll. Nein, das geht nicht! Und so schleicht der Effendi die langen Tage des Ramasan mit knurrendem Magen umher und verwünscht innerlich den Propheten und die Orthodoxie. Äußerlich aber schneidet er ein frommes Gesicht und dreht die Körnlein des perlmutternen Rosenkranzes auf und nieder wie der frömmste Sosta.

Im Ramasan fastet alles in Stambul, die Frommen und die Lauen, die Gläubigen und Ungläubigen, nur die Kinder, die Kranken und einige offenkundige „räudige Schafe" ausgenommen, die dafür aber auch wie die Pest geflohen, gemieden, verflucht und chikaniert werden, wie bei uns zu Hause die „Staatspfarrer" und ähnliche böse Menschen.

Für die während des Tages ausgestandenen Leiden und Entbehrnngen in der dreißigtägigen Fastenzeit entschädigen sich die Söhne des Islam bei Nacht. Von Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang heißt die Parole „Fasten, Dulden, Leiden", von Sonnenuntergang an ist das Losungswort „Genuß", die ganze Nacht hindurch, bis die Sterne verblichen und die rosenfingerige Eos wieder emporsteigt. Diese seltsame, unvermittelte Abtötung im Verein mit dem entfesseltsten Sinnentaumel liegt ganz im Charakter des Islam, in dessen Lehre sich ja Askese und Ausschweifung ganz eigentümlich immerfort verquicken. So kommt es denn, daß während des Ramasans die türkische Hauptstadt einen Anblick gewährt, der einerseits von der gewöhnlichen Physiognomie Konstantinopels aufs frappanteste absticht, anderseits auch bei Tages- und Nachtanbruch jedesmal in das gerade Gegenteil umschlägt. Um dies zu studieren, darf man allerdings nicht in den Frankenvierteln, in Pera, Galata und wie sie alle heißen, verweilen, sondern muß hinaus in die türkischen Quartiere, nach Kassim Pascha, nach Skutari oder dem hinteren Stambul.

Über die Lebensverhältnisse in Konstantinopel, besonders über die Wohnungen, das Verhältnis der Mohammedaner zu den Christen usw., hegt man in Europa, selbst in gut unterrichteten und gebildeten Kreisen meistens höchst irrige Anschauungen. So werde ich es nie vergessen, wie

kurz vor meiner Abreise nach der Siebenhügelstadt am Bosporus ein sehr lieber Freund — Allah möge ihn segnen, den wackern „Rabbi", er wirkt an einem rheinischen Lehrinstitut als Chemiker — sich längere Zeit mit mir darüber unterhielt, ob ich nicht am besten daran tun würde, zur schnelleren Orientierung in einer türkischen Familie in Pension zu gehen. Der gute Rabbi! In Konstantinopel leben noch heute Türken und Christen vollständig getrennt durch Anschauungen, Sitten, Gebräuche, Verhältnisse und Quartiere.

Wen nicht Beschäftigung oder scharf ausgeprägte Neigung dazu bringen, daß er mit vieler Mühe türkische Bekanntschaften anzuknüpfen sucht und diese allmählich vertraulicher und intimer zu gestalten strebt, der kann zwanzig und noch mehr Jahre in der Residenz des Osmanenreiches wohnen, ohne jemals das Innere eines osmanischen Hauses zu erblicken, ohne jemals mit einem Türken ein Privatgespräch zu halten. Dazu kommt noch, daß es durchaus nicht leicht ist, mit einem Türken, mit Muselmännern einen wirklich nutzbringenden, belehrenden, über die Grenzen der gewöhnlichen „Bekanntschaft" hinausgehenden gesellschaftlichen Verkehr zu unterhalten. Es gehört hierzu gar vielerlei. Man muß nicht nur mit der türkischen Sprache so weit vertraut sein, um ein vielseitiges Gespräch führen und verstehen zu können, man muß nicht nur mit den Lebens- und Weltanschauungen des Mo-

hammedaners ziemlich bekannt sein, es wird auch eine gewisse Schweigsamkeit erfordert, um sich letzterem anzuschließen, und eine gewisse Vorliebe für türkisches Leben und türkische Sitten. Denn der Muselmann ist von Haus aus mißtrauisch und argwöhnisch gegen den sich ihm nähernden „Giaur"; nur zu leicht vermutet er zweideutige Absichten bei ihm, und eine einzige unbedachte Frage, eine leichtsinnig hingeworfene Bemerkung macht ihn verschlossen und kalt.

So kommt es, daß Türken und Christen, besonders Türken und Europäer, fast gar keinen Verkehr pflegen, daß manche Franken jahrelang hier weilen, ohne sich jemals in die türkischen Viertel zu verirren. Daher entstammen die vielen schiefen und unrichtigen Urteile, die man selbst von Leuten, die hier gelebt haben, über Konstantinopel und seine Verhältnisse hört. Wenn manche Touristen oder Handlungsreisende, von einem flüchtigen Abstecher in den Orient zurückkehrend, zu Hause sagen: „Konstantinopel ist eine durch und durch europäische Stadt" — daß es beileibe nur niemand glaubt! Die Residenz am Goldenen Horn ist türkisch, echt türkisch, man muß den Charakter nur herauszufinden wissen.

Hinten in Stambul, hinter den dem Goldenen Horn zuliegenden Straßen der türkischen, armenischen und fränkischen Handelswelt, der Stambuler „City", hinter dem Beamtenviertel mit der Hohen

Pforte und dem Serasterat, da erstreckt sich stundenweit ein hochinteressantes Terrain voll türkischer Eigentümlichkeiten, den meisten Franken eine terra incognita, die sie entweder nie betreten oder nur flüchtig durchwandert haben. Dort muß hingehen, wer türkisches Leben studieren will!

Weite, öde, grasbewachsene Plätze, melancholische Cypressenhaine mit halbverfallenen Grabmälern, in Trümmern liegende Paläste, in deren verwitterten Mauern der Uhu haust, wechseln ab mit engen, krummen, über Berge und Hügel führenden Straßen und Gassen.

Inmitten blühender Gärten, von hohen Mauern umfriedet, liegen die kleinen türkischen Holzhäuser da, teils in freundlichen, hellen Farben glänzend, teils tiefrot und dunkelbraun gestrichen. An des Hauses First prangt das viereckige Täfelchen mit dem frommen Koranspruch, die Fenster sind mit dichten weißen Vorhängen verschlossen, zum Überdruß noch durch dichte Holzgitter versperrt.

Hier und da in der Straße rauscht träumerisch ein Brunnen, halb verborgen zwischen grünem Blätterwerk und dichten Efeuranken. Von einer Seite zur anderen ziehen sich Weinlaub und Schlingpflanzen, mit berauschend duftendem Jasmin und Flieder untermischt, so daß der einsame Wanderer wie unter lauter Blumenlauben seinen Pfad zieht.

Ringsum herrscht tiefer Friede, lautlose, fast beängstigende Ruhe, nirgendwo ist ein Mensch zu sehen, wir glauben uns fast in ein Märchen aus „Tausend und eine Nacht" versetzt. Doch horch, was ist das für ein Kichern seitwärts .... leise Worte ertönen aus den vergitterten Balkons ..... wie schön klingt doch das strenge Türkisch in den weichen Alttönen einer sanften Mädchenstimme! Horch, allerseits leises Flüstern, lockende Zurufe .... in schmeichelnden Tönen klingt ein Lied dazu, berauschende Töne, verführerisches Klingen! Es sind die schönen Königinnen des Harems, die in der öden Langweile ihres Käfigs, zufällig zum Fenster hinausspähend, den vorübergehenden Franken erblickt haben. Franke, Franke — laß dich nicht betören! Die geheimnisvollen Gefangenen können nicht heraus ... du kannst nicht herein ... zieh deines Weges fürbaß, ohne aufzuschauen! Denn manchem schon widerfuhren im Türkenviertel von Stambul ähnliche Geschichten, wie sie der alte Horaz in der zweiten Satire des ersten Buches erzählt, und zwar wegen geringerer Verbrechen, als der Erzähler der Chronique scandaleuse des alten Roms sie im Auge hatte.

Die Mahnung fruchtet, wir ziehen fürbaß!

Stundenlang gehts so weiter, die Szenerie wechselt, das Leben bleibt sich gleich. Überall geisterhafte Stille, tote Ruhe, nur hier und da unterbrochen von dem bösartigen Knurren der

herrenlosen Hunde, die hier in dichten Gruppen in der Sonne herumlungern und argwöhnisch auf die ihnen unbekannte Kleidung des europäischen Fremdlings blinzeln.

Hier und da huscht eine vermummte Weibergestalt zum Brunnen, um Wasser zu holen, wir beflügeln unsere Schritte. Verlorene Mühe, die abschreckende Physiognomie einer schwarzen Sklavin grinst uns hohnlachend entgegen. Da ertönen schnelle Schritte, der Zeitungsverkäufer naht, unaufhörlich in singendem Tone sein „Havadisler büjünki" (Die heutige Zeitung) ausrufend. An jeder Tür läßt er den eisernen Klopfer ertönen, wie durch Zauberkraft öffnet sich die Pforte, eine kleine weiße Hand erscheint blendend aus dem schmalen Ritz und nimmt die Zeitung in Empfang, auf die da drinnen der Effendi wohl schon sehnsüchtig wartet.

Und wieder herrscht die märchenhafte Einsamkeit, die Sonne senkt sich schon, bald steigen die Schatten der Nacht herab auf das stille Viertel, in dem die Muselmänner inmitten ihrer Gärten und ihrer Harems ihr geheimnisvolles Leben leben. Hinaus . . . . hinaus . . . . bei Nacht ist's nicht gut hier sein! Beleuchtung irgend welcher Art gibts nicht, jeder muß seine eigene Laterne mit sich führen, und wer ohne solche getroffen wird, den führen die Zaptiehs in die Stambuler — Spinnmühlengasse.

Wir beflügeln die eiligen Schritte, bald sind

wir wieder in der breiten schönen Divanstraße mit ihren zahlreichen türkischen Kaffeehäusern, von dort gehts durch die City auf die Brücke. Noch einmal drehen wir uns um, es ist 8 Uhr abends, ein leichter Nebel senkt sich auf Stambul herab, das in völliger Finsternis ruht.

Die Kuppeln der Moscheen heben sich hell ab vom dunkeln Himmel, die Minarets steigen wie unheimliche Riesen in die Höhe, sonst ist alles finster, öde, tot.

Wie anders im Ramasan! Abends 10 Uhr ist's, da verlassen wir Pera und wandern durch die steile Straße nach Galata der Brücke zu. Beim Barte des Propheten, welch ein Anblick bietet sich uns dar! Woher soll ich die Farben nehmen, um das funkelnde, strahlende Lichtmeer zu beschreiben, das sich über Stambul ergossen hat! Die öffentlichen Gebäude sind festlich erleuchtet, die Minarets strahlen in bengalischem Feuer, von den türkischen Kriegsschiffen steigen farbige Raketen zum tiefblauen, sternenbesäeten Himmel empor, die Wachtstationen auf dem Goldenen Horn sind mit Pechfackeln beleuchtet, die ihren funkelnden Widerschein auf die klaren Fluten werfen und das stille Wasser weithin in feurigem Lichte glitzern lassen. Je mehr wir uns Stambul nähern, desto deutlicher werden die unbestimmten Klänge, die schon auf der Brücke zu uns hinüberschollen. Wir unterscheiden Pauken und Trommeln, lärmenden Pfeifenklang, Trompetengeschmetter

und das Wogen und Brausen von unzähligen Menschenstimmen. Nun rasch über die Brücke, eilenden Fußes durch die öden, dunkeln Straßen des Handelsviertels mit den verschlossenen Magazinen . . . . wir sind im türkischen Mahalleh, im Reiche des Islam. Niemand legt uns ein Hindernis in den Weg, kein neugieriger Blick fällt auf uns — kein Wunder, das Fez auf dem Haupt, der Effendirock und der Rosenkranz in der Hand haben uns in Osmanlis vom reinsten Wasser verwandelt.

Welch ein Leben herrscht in den sonst zur Nachtzeit so öden, finsteren Straßen.

Aus allen Häusern dringt feuriger Lichtschein, drinnen sitzen die Muselmänner beim fröhlichen Schmause; die während des Tages zur Ramasanzeit geschlossenen Kaffeehäuser sind weit geöffnet, festlich erleuchtet und mit grünem Blätterwerk, aus dessen Tiefen kleine Kerzen und Lämpchen hervorschimmern, phantastisch ausgeschmückt.

Auf den weichen Diwans, die sich an den Wänden vorbeiziehen, sitzen mit untergeschlagenen Beinen die Gläubigen, schauen auf das auf- und niederwogende Leben auf den Straßen hin und machen Kef. Da sieht man prachtvolle Alttürkengestalten, wie sie in Pera und Galata nimmer zu finden sind, stattliche Greise mit würdevollen strengen Zügen und silberweißen Bärten, in lange rote Seidentalare gehüllt, aus denen feines weißes Pelzwerk hervorschimmert, schöngewundene Tur-

bane auf den ehrwürdigen Häuptern. Aus den vielgewundenen Nargilehs stoßen die alten Herren dichte Rauchwolken aus und nippen von Zeit zu Zeit mit Wohlbehagen an den vor ihnen stehenden Sorbetschalen.

Gespräche werden wenig geführt, von Zeit zu Zeit eine hingeworfene Bemerkung, darauf ein zustimmendes „Maschallah" oder „Inschallah" — das ist alles.

Lebhafter gehts an den Seitentischen zu, da sitzt die jeune Turquie, tadellos frisierte Effendis in eleganten fränkischen Kleidern, das zierliche Fez, einem roten Cerevis gleich, keck auf die Seite geschoben, stramme Offiziere in goldgestickten Uniformen mit rasselnden Säbeln, stutzerhafte Bürgerwehrleute, die sich gewaltig kriegerische Allüren geben und mit Wohlgefallen auf ihre schönen Uniformen blicken. Lebhaftes Gespräch ertönt, der Krieg, die Politik, die neuesten Ernennungen im Moniteur — alles unterliegt der scharfen Kritik der absprechenden jüngeren Generation.

Zuweilen stecken auch alle die Köpfe zusammen, ein stattlicher Offizier mit feurigen Augen und großem Schnurrbart erzählt eine Geschichte, der allgemeines Gelächter folgt. Vermutlich wars etwas „aus dem Nähkörbchen", wie man in Köln sagt. Dazwischen tönt von einer Tribüne schmetternde Blechmusik herab, phantastisch aufgeputzte Kerle dringen herein und führen Pantomimen

auf, unverschämt bettelnde Zigeunerweiber ziehen von Tisch zu Tisch und wahrsagen unter lautem Gekreisch den Anwesenden ihr Schicksal. „Allah hu", „Allah hu, hu, hu", übertönt plötzlich eine metallisch dröhnende Stimme den ohrzerreißenden Lärm, ein schmutziger Derwisch springt mit einem katzenartigen Satze auf einen Tisch und erzählt vom heiligen Kriege, den er unter Achmet Mulhtar Paschas Fahnen mitgemacht haben will. Die Füße und Beine des seltsamen Kerls sind nackend, seine einzige Bekleidung besteht in einem langen Gewande aus grober Sackleinwand, das ein Strick um die Hüften zusammenhält. In wilden Locken fällt das pechschwarze Haar über die Schultern des Fakirs, ein langer Bart umrahmt das magere Gesicht mit den fanatischen Zügen, aus denen die großen dunkeln Augen mit unheimlichem Feuer uns anblicken. Aber begeistert hängt die Versammlung an des Redenden Munde, der mit blumenreichen Phrasen die Tapferkeit des osmanischen Heeres schildert und die schimpfliche Flucht der Feinde und die empörenden Grausamkeiten, die russische Soldaten an wehrlosen türkischen Frauen verübt haben sollen.

Ringsum ertönt zustimmendes „Afferim, Afferim", und reichliche Gaben regnen in den Seckel des Fakirs, der mit einem „Allah bereket versin" hinausschießt, um im nächsten Lokal seine Predigt fortzusetzen. Wir folgen ihm und treten hinaus

auf die Straße; der bleiche Silberschein des Vollmondes übergießt die ganze Szenerie mit weichem, zitterndem Flimmer, dazwischen leuchten zahllose Lichtstümpchen, bunte Papierlaternen und transparente Tafeln mit frommen Koransprüchen aus den Buden der Obstverkäufer, der Bäckerläden und den Standorten der Wasserträger. Lärmende Musik erklingt, auf und nieder wogen dichte Gruppen von Soldaten, Sostas, Derwischen, Effendis und türkischen Frauen.

Mit wallenden grünen, roten, blauen und weißen Seidenmänteln geschmückt ziehen die Hanums, den Diener mit der großen Papierlaterne vor sich, vielfach ihre kleinen Kinder auf den Armen, über die Straßen, lugen neugierig in die Kaffeehäuser hinein, beobachten spähend unter dem verhüllenden Schleier die Menge und kichern und lachen ohne Ende. Wer möchte den Armen ihre Freude mißgönnen! Ist es ihnen doch nur in den Nächten der religiösen Feierlichkeiten gestattet, das Gefängnis des Harems und der mauerverschlossenen Gärten zu verlassen und teilzunehmen an der allgemeinen Freude!

Die Straße macht eine schnelle Wendung; vor uns liegt ein weiter, freier Platz, der Atmeidan, und inmitten eines Zypressenhaines die schöne Moschee Sultan Achmeds. In weichen Wellenlinien steigen die prachtvollen Kuppeln zum klaren Nachthimmel empor, die Galerien der zierlichen Minarets strahlen in einem Feuermeer,

aus dem dunklen Grün der Zypressen flimmern bunte Lämpchen und rauchende Fackeln.

Hunderte von Menschen sitzen und kauern in allen möglichen Lagen auf dem alten Hippodrom, ein Teppich oder eine Strohmatte dient als Unterlage, zwischendurch drängen sich Wasserverkäufer und Obsthändler, Stiefelputzer und Kaffeewirte, Bettler und Musikanten, alle schreiend, singend und rufend — es ist ein wunderbares, phantastisches Treiben. Plötzlich legt sich der Lärm, feierliche Stille herrscht überall, auf den lichtbestrahlten Minarets erscheinen dunkle Gestalten und mächtige Stimmen rufen in die Menge hinab: „Allah ekber! Aschadu ann la illahah illa illahah! Aschadu ann Mohammed rassul allah! Chaïja allessalah! Allah ekber! La illahah illa illahah!" („Gott ist groß! Kein Gott ist außer Gott und Mohammed ist Gottes Prophet! Kommt zum Segen, Gott ist groß, kein Gott ist außer Gott!") Dreimal erschallt des Muezzims mächtiger Ruf, ein Teil der Menge strömt in die lichterfüllte Moschee, die Übrigbleibenden setzen sich auf ihrem Teppich zur Gebetsstellung zurecht. Der Oberkörper wird in der Schwebe erhalten, die ganze Leibeslast ruht auf den Knien, die Füße sind leicht nach hinten gehoben, die Arme über der Brust gekreuzt. Während des Gebetes schwankt der Körper zuweilen auf und nieder, so daß das Haupt die Erde berührt, die Hände werden bald zum Himmel emporgestreckt, bald wieder über

der Brust zusammengeschlagen. So gehts einige Minuten, dann endigt das leise gemurmelte Gebet mit einigen feurigen Ausrufen, der Betende neigt das Haupt nach rechts und links, als Abschiedsgruß an die beiden Engel, die nach der Anschauung des Islam zu beiden Seiten des Gläubigen stehen, während er den religiösen Pflichten nachkommt, dann schlägt man die Beine wieder behaglich untereinander und setzt den Tschibuk von neuem in Brand.

Wir ziehen weiter.

Vor uns liegt Sultan Mahmuds Grabhaus, in dessen stillen Räumen auch Abdul Aziz beigesetzt wurde, ein langes, niedriges Gebäude zu beiden Seiten eines durch ein hohes Eisengitter von der Straße getrennten Gartens. Doch, was sage ich — ein Gebäude? Ein Gebäude allerdings, aber nicht aus Steinen und Mörtel erbaut, sondern aus marmornen Verschlingungen, aus buntem Mosaikschmuck, aus goldenen Koransprüchen auf grünem Lasurgrunde, aus alabasternen Arabesken und künstlich durchbrochenen Gittern in scheinbar phantastischer Regellosigkeit zusammengewoben. Aus den hohen Fenstern mit den spitzenverhängten Doppelbogen schimmert träumerisch ein rosenrotes Licht, das aus einer Ampel an der Decke sich auf die Sarkophage der toten Kalifen ergießt und mit zauberhaftem Schimmer die Gestalten der alten Imans mit den Silberbärten und den weißen Ge-

wändern umgaukelt, die in stiller Nacht an den Gräbern des Janitscharentöters und des unglücklichen Abdul Aziz leise Gebete murmeln. Sie zieht es nicht hinaus zu der lärmenden Fröhlichkeit, zu dem sinnberückenden Treiben auf Straßen und Gassen; in halber Selbstvergessenheit sitzen sie da, die alten Priester, den Frieden erbittend bei Allah für die Seelen der entschlafenen Herrscher, denen auch sie, wer weiß wie bald, nachfolgen werden ins rätselhafte Jenseits.

Weiter! Weiter! Vorbei gehts an erleuchteten Moscheen, an geöffneten Badehäusern, in denen unter rauschenden Trompetenklängen die Muselmänner sich in einer schmelzenden Siedehitze kneten und reiben lassen, in das türkische Viertel Karsch Abdallah, ein hauptsächlich von Angehörigen der niedersten Stände bewohntes Quartier.

Da sitzen sie friedlich und gemütlich vor ihren Holzbaracken, die braven Handwerker, die Barkenführer, Lastträger, Gärtner, Pferdeknechte und was sonst noch alles hier Wohnung hält, rauchen behaglich ihr Nargileh und trinken ein Schälchen schwarzer Zichorienbrühe aus kleinen, buntbemalten Tassen.

Die Frauen stehen seitwärts in Gruppen an den plätschernden Brunnen und führen flüsternd angelegentliche Unterredungen,

In den kleinen Kaffeehäusern horcht eine dichtgedrängte Menge einem Märchenerzähler zu oder ergötzt sich an den Spässen des Karagjöß

wörtlich Schwarzauge, der türkische Hanswurst. — Treten wir ein.

In einem mäßig großen Raume, dessen Temperatur durch viele Lichter noch erdrückender gemacht wird, sitzen eng geschart so viele Menschen, als das Zimmer eben fassen kann, meistens Taglöhner und Lastträger, hier und da blinkt der weiße Turban eines Sosta heraus.

Doch nein, da hinten auf der schmutzigen Holzbank sitzen drei Offiziere der kaiserlichen Leibgarde, schöne, vornehme Leute, mit goldgestickten Uniformen und feinem Benehmen.

Unser Eintritt ist mit Schwierigkeiten verbunden, das Zimmer ist ja schon ohne uns bis zum Platzen gefüllt. Doch „geduldige Schafe usw." — es wird etwas gedrängelt und parlamentiert, nach wenigen Minuten sind wir häuslich eingerichtet, meine Begleiter auf zwei eiligst aus einem Nachbarhause herbeigeschafften Stühlen, ich selbst auf der Holzbank neben einem der Offiziere, der artig zur Seite rückt und mir aus einem eleganten Schildkrot-Etui eine ausgezeichnete Zigarette anbietet.

Die ganze Versammlung hängt atemlos an den Lippen des Vortragenden, eines großen, schwarzbärtigen Mannes in einem schwarz und weiß gestreiften Leinwandtalar, der von einer Art Bühne herab eine Geschichte erzählt. Der Mann spricht von zwei Liebenden, dem Sohne eines Kadi aus der Zeit Sultan Mahmuds des Ersten, und der

Tochter eines mächtigen Großvesirs, der seine Einwilligung nicht geben will.

Mit Spannung horchen wir der Geschichte von den zahllosen Widerwärtigkeiten, welche die Liebenden zu bestehen, von den endlosen, mühevollen Proben, die sie durchzumachen haben, mit Bewunderung horchen wir der wahrhaft kunstvollen Modulation von Stimme und Gebärden, mit denen der Erzähler die einzelnen handelnden Personen auseinanderhält, bald einen Sultan kopierend, bald einen Handelsjuden, bald den feurigen Liebhaber, bald den verräterischen Eunuchen. Endlich ist die Geschichte zu Ende, „sie haben sich gekriegt" und donnernder Applaus belohnt den Vortragenden, der erschöpft in seinen Sessel zurücksinkt und sich den Schweiß von der Stirn trocknet.

Es ist spät geworden mittlerweile. Die Straßen haben sich geleert, hier und da fährt noch ein eleganter Wagen, vorauf ein Reiter mit der Laterne, zu beiden Seiten des Schlages finstere Eunuchen auf prachtvollen arabischen Rossen, mit seinem schönen Inhalt — Damen aus irgend einem vornehmen Harem — im Galopp an uns vorbei. Sonst ist alles still und ruhig geworden, nur das taktmäßige Klopfen der Nachtwächter schallt weithin durch die einsame Nacht. An dem Wachtposten bei der Agia Sophia hält man uns an; ein Onbaschi (Unteroffizier) tritt hervor und sagt freundlich: „Aber Brüder, wo ist denn

eure Laterne? Ihr wißt doch, daß das Ausgehen ohne Licht verboten ist!" „Das kann ein schwieriger Fall werden", denke ich bekümmert, aber schnell entschlossen deutet der begleitende Freund, ein biederer Pfälzer, dem seine meisterhafte Kenntnis des Türkischen im engeren Bekanntenkreise den Namen Nurredin Bei verschafft hat, zum Himmel empor und sagt mit Würde: „Was sprichst du denn, meine Seele! Schau doch hinauf zu des Himmels schönbemaltem Zelt! Hat nicht Allah selbst dort eine strahlende Laterne hingesetzt, leuchtender als irdischer Menschen Machwerke? Warum bedürfen wir da noch eines von Sterblichen gemachten Lichtes?" Die Blicke der Wache gehen zum Himmel empor, ein kurzes Zwiegespräch folgt, dann spricht der Onbaschi zu unserer Beruhigung: „Nun so geht in Frieden! Möge euer edler Abend glücklich sein! Allah schenke euch eine heilsame Nachtruhe!"

DAS GROSSE SELAMLIK AM ERSTEN BEIRAMSTAGE

Beim Barte des Propheten, war das ein Wetter! Der Regen goß in Strömen vom wolkenbedeckten Himmel herab und mein Anzug war schon nach wenigen Minuten von einer ganzen Sammlung großer und kleiner Schmutzflecken bedeckt, als ich morgens um 5 Uhr durch die holperigen Gassen Galatas eilte, um in Stambul dem großen militärischen Schauspiele beizuwohnen, welches die Einleitung zu den Festlichkeiten des Beirams bildet.

Das Frankenviertel war noch öde und leer, alle Magazine geschlossen; das klagende Gebell der unter dem schlechten Wetter leidenden herrenlosen Hunde war das einzige Lebenszeichen in den am Tage so bewegten Straßen und Gassen.

Den geraden Gegensatz dazu bildete der Anblick der Mohammedanerviertel in Stambul.

Tausende von eiligen Menschen bevölkerten trotz der ungünstigen Witterung und der frühen Morgenstunde bereits die Straßen, um sich einen guten Platz zu sichern; an einzelnen Stellen war das Durchkommen schon mit Schwierigkeiten verbunden. Unaufhörlich donnerten die Kanonen aus den gewaltigen Feuerschlünden der Batterien am Bosporus, von den Minarets herab erklang der feierliche Ruf der Muezzims und zahlreiche Dampfer brachten von den Ufern des Bosporus und des Goldenen Horns die Scharen der Bürgergarde, welche dazu bestimmt waren, an diesem festlichen Tage das Spalier zu bilden.

Die Straßen boten einen ungewöhnlich interessanten Anblick: die Trottoirs, die unbebauten Stellen und freien Plätze waren mit dicht aneinandergedrängten Zuschauern bedeckt, welche sich bis zur Ankunft des Sultans die Zeit damit vertrieben, die zahlreichen Wagen zu betrachten, welche in fliegender Eile vorübersausten, um ihre Insassen, meistens Paschas oder vornehme türkische Frauen, an ihre bevorzugten Plätze zu bringen.

Der Regen hatte mittlerweile etwas nachgelassen, die liebe Sonne machte schüchterne Versuche, durch den Wolkenschleier zu dringen, und der harrenden Menge bemächtigte sich die behaglichste Stimmung.

Des Fastenzwanges ledig, ließen die Moslims Zigaretten und Tschibuk dampfen, und die zwischen den Zuschauern sich umherdrängenden Kaffeewirte und Brotverkäufer machten glänzende Geschäfte.

Mit Mühe arbeitete ich mich durch die Massen hindurch und gelangte endlich zum Tore des alten Serail, oder richtiger gesagt zu einem der kleinen Kastelle, welche dieses Schloß von der Landseite umschließen, wie die Forts eine Festung.

Eine Wache von einigen zehn Mann, alte Landwehrleute aus der Gegend von Diarbekr, kauerte rauchend im Hintergrunde des Verlieses, und der kommandierende Offizier prüfte sorg-

fältig die Legitimation der Glücklichen, welche hier eintreten durften.

Nachdem ich den Cerberus passiert und die drei ersten Vorhöfe durchschritten hatte, in denen ein lebhaftes militärisches Treiben herrschte, gings durch das „Brunnentor“ in den innern, zum „Tore der Glückseligkeit“ führenden Hof. Der weite, grasbewachsene Plan, auf dem sich in gewöhnlichen Zeiten nur einige herrenlose Hunde und ein paar faul herumlungernde Eunuchen aufhalten, bot das interessanteste Bild orientalischen Lebens und südlicher Farbenpracht.

Zu beiden Seiten des breiten Fahrweges, den der Großherr auf dem Ritt zur Moschee zurückzulegen hatte, bildeten die kaiserlichen Truppen in Paradeuniform Spalier. Zur Rechten standen am Tore selbst die Garde-Sappeure, große, kräftige Gestalten in dunkler Uniform mit langen Lederschürzen, an Stelle der Gewehre gewaltige, blitzende Äxte auf den Schultern. Dann folgte ein Tscherkessenregiment; alles junge, blühende Leute, schlank und breitschulterig, die in ihrer phantastischen Uniform auf den prächtigen Pferden wirklich einen malerischen Anblick darboten.

Auf der anderen Seite standen dem Tore zunächst zwei Abteilungen des sogenannten Kaiser-Regiments Sultanieh, der preußischen Garde in ihrer Ausrüstung zum Verwechseln ähnlich. Dann folgten die Zöglinge der Militärschulen, blühende Jünglinge, die in ihrer strammen Haltung, der

kleidsamen Uniform, den farbigen, die einzelnen Klassen bezeichnenden Achselklappen und dem sichtbaren Bestreben, den Offizier — wenigstens den angehenden — recht scharf „herauszubeißen", mich lebhaft an unsere heimatlichen Kadettenschüler erinnerten. Zu beiden Seiten machten die Bürgergarden den Schluß. Wie hatten diese Leute sich verändert, seitdem ich sie zum letztenmal bei Gelegenheit der Fahnenweihe in Jildis Kiosk in Regimentsaufstellung gesehen! Damals ein regelloser, roher Haufe, halb aus Zivilisten, halb aus uniformierten Soldaten zusammengesetzt, unsicher in den Bewegungen, unsicher in der Haltung — heute Soldaten in des Wortes voller Bedeutung.

Unter ihren Reihen bemerkte ich vielfach ältere Leute von vornehmer Erscheinung, die Brust mit hohen Orden geschmückt, es waren hohe Staatsbeamte, ausgezeichnete Ulemas, Würdenträger des Babali und der Ministerien, die, um dem Volke ein gutes Beispiel zu geben, sich freiwillig als Gemeine unter die Nationalgarde hatten aufnehmen lassen. Hinter den Truppen waren in weitem Umkreise die bevorzugten Zuschauer aufgestellt, durch eine Reihe von bewaffneten Palastdienern von den Wagen der vornehmen Harems geschieden, die in Erwartung des Sultans langsam auf- und niederfuhren.

Mit sanfter Gewalt und höflichen Worten drängte ich mich, jedesmal geduldig den passenden Augen-

blick erwartend, durch die Soldatenreihen hindurch auf die breite Fahrstraße, auf der die Großwürdenträger des osmanischen Reiches, die Ankunft des Sultans erwartend, langsam auf- und niederschritten. Welch ein Gewimmel von Ordenssternen, Goldstickereien, reichen Uniformen und vornehmen, ehrfurchtsgebietenden Gestalten. Dem Brunnentore zu standen die Livas (Generalmajore) und die ihnen im Range gleichstehenden Beamten, weiter hinauf die Feriks (Generalleutnants) und oberen Hofchargen.

Durch ihre Reihen hindurch wandelte ich bis zum Tore der Glückseligkeit, an welchem die Muschirs (Feldmarschälle), die Spitzen der Geistlichkeit und die Minister Platz genommen hatten.

Auf einem prächtigen Rappen, den auf beiden Seiten zwei Stallknechte am Zügel hielten, saß der Großvesir Edhem Pascha, im schwarzen, mit reichen Goldstickereien bedeckten Effendirocke, das große violette, weißgewässerte Band des Osmanieh um die Brust. Der Sadrazam sah bleich und angegriffen aus, er schaute nachdenklich vor sich hin und schlug zuweilen heftig mit der diamantenbesetzten Reitpeitsche auf den Sattel seines Pferdes. Neben Edhem hielten in lebhaftem Gespräch der Scheich-ül-Islam, Khalil Effendi, ein großer, stattlicher Mann mit schwarzem, leicht ergrautem Vollbart und strengen Zügen, die hohe Gestalt von einem grünseidenen Talar umflossen, das Haupt mit goldgesticktem

Turban geschmückt, und Safvet Pascha, der bekannte frühere Minister der auswärtigen Angelegenheiten und jetzige Kandidat für das Großvesirat. Der Scheich-ül-Islam saß meisterhaft auf seinem feurigen, ungeduldig tänzelnden Rosse und hörte mit ruhiger Würde den lebhaften Auseinandersetzungen Safvets zu, der das Gesicht — er leidet an nervösem Zucken — unaufhörlich krampfhaft verzog und dazu mit seiner Reitpeitsche heftige Bewegungen machte.

In der Einfahrt des Thores stand Mahmud Damat Pascha mit dem neuen Kriegsminister Mustapha Pascha, einem stattlichen Manne in mittleren Jahren, mit tiefgebräuntem Gesichte, schwarzem Barte und energischen, harten Zügen. Beide hörten in ehrerbietiger Haltung einer Auseinandersetzung des alten, fast neunzigjährigen Risa Pascha zu, dessen verfallenes, müdes krankhaftes Aussehen einen eigentümlichen Gegensatz zu der fast jugendlichen Kraft bildete, mit der der alte Mann die ungestümen Bewegungen seines feurigen Renners zügelte.

Zufrieden, so weit vorgedrungen zu sein, wollte ich mich zu den spalierbildenden Sappeuren stellen, als Mahmud Damat Pascha mich bemerkte und mich durch einen Obersten der Zaptiehs auf eine innerhalb des Tores angebrachte Estrade führen ließ, von wo aus ich einen prachtvollen Rundblick auf das interessante Schauspiel genoß. Ich teilte meinen begünstigten Platz mit einer Reihe hoher

Ulemas, deren glänzende Seidentalare und goldverbrämte Turbane nicht wenig — und leider sehr zu meinen Ungunsten — von meinem kotbespritzten Anzuge und zerdrückten Hut abstachen. Doch genügte die mir erwiesene Aufmerksamkeit des allmächtigen Vize-Sultans, um dem Franken die wohlwollendste Aufnahme seitens der Hüter des moslemischen Glaubens zu verschaffen. Die würdigen Ulemas rückten zur Seite, machten mir ausreichend Platz, ich installierte mich so bequem als möglich und begann mit Hilfe meiner Augengläser eine Revue abzuhalten.

Es war unterdessen fast sieben Uhr geworden, der Regen hatte ganz aufgehört, die Sonne ihr Gefecht mit den Wolken glücklich zu Ende geführt und sich nunmehr am Horizont als Siegerin aufgestellt, von wo sie wärmende Strahlen herabsandte und die blitzenden Waffen der Soldaten sowie den reichen Schmuck der Paschas in verschwenderischer Beleuchtung zeigte.

Da donnerten drei Kanonenschüsse von den Wällen, aus den inneren Höfen des Serails erklang schmetternde Musik — „ischte Effendimis gelior" (Jetzt kommt unser Herr), sagte der Ulema neben mir. Kurze Kommandoworte erklangen, die Soldaten präsentierten, das Gefolge des Sultans näherte sich.

Zuerst kam ein Trupp kaiserlicher Leibpagen in schwarzer spanischer Tracht mit blauen, federgeschmückten Baretten, goldene Weihrauchfässer

schwingend, hinter ihnen, hoch zu Roß, die großherrlichen Hellebardiere, herkulische Gestalten in blauem Samt, roten Talaren und hohen Bärenmützen, blitzende Hellebarden auf den Schenkel gestützt, dann folgte, auf einem milchweißen arabischen Hengste der Padischah selbst in einfacher blauer Offiziersuniform, das große Band des Osmanieh um die Brust.

Abdul Hamid ist ein mittelgroßer, schlanker Mann mit vornehmen, ernsten Zügen, dunklem, kurzgeschnittenem Haar und schwarzen Augen. Das etwas magere Gesicht umrahmt ein schwarzer Vollbart, der, der türkischen Sitte entgegen, nicht kurz und rund geschoren, sondern nach den Seiten zu auseinandergezogen ist. Das Gesicht hat einen ernsten, melancholischen Ausdruck und jene eigentümliche Farbe, die mit Leberkrankheiten gewöhnlich verbunden zu sein pflegt. In fester Haltung saß der Großherr auf seinem prächtigen Rosse, mit der einen Hand kräftig die Zügel haltend, die andere auf den Griff des Schwertes gestützt. Das dunkle Auge überflog mit stolzem Ausdrucke die ehrfurchtsvoll sich neigende Menge, von Zeit zu Zeit nickte der Herrscher diesem oder jenem zu.

Beim Erscheinen des Sultans fingen sämtliche Regimentskapellen an, die rauschende Nationalhymne zu spielen, aber ihre brausenden Klänge wurden fast unhörbar neben dem begeisterten Rufe „Padischam tschok jascha“, den die aufge-

stellten Soldaten mehrmals ausstießen und in welchen sämtliche Zuschauer feurig mit einstimmten. Unterdessen hatte Mahmud Damat Pascha sich an die Spitze des glänzenden Gefolges gestellt, ritt auf einem mit goldbedeckter Schabracke behangenen arabischen Rappen dem Großherrn entgegen, salutierte und ritt hierauf, als erster der Muschire, dem Sultan nach. Hinter ihm kamen die übrigen Großwürdenträger, der Sadrazam Edhem Pascha, der Kriegsminister Mustapha, Said Pascha, der Marineminister, Risa Pascha, der erste Sekretär des Sultans, Said Pascha, der bei Gelegenheit des heutigen Festes mit dem Osmanieh erster Klasse dekoriert worden war, der Scheich-ül-Islam, Munir, Bei, der erste Dragoner des Divans, Fayk Pascha della Sudda, der Chef des Militärapothekerwesens, ein großer, stattlicher Mann mit gebräuntem Gesicht und großem Schnurrbart, Ali Suavi Effendi, der bekannte Direktor der Universität — wer zählt die Völker, nennt die Namen, wer beschreibt die glänzenden Uniformen, die blitzenden Ordenssterne, die brillantfunkelnden Waffen, die feurigen Rosse, wer vermag mit Worten all den Schimmer und Glanz, den betäubenden Lärm und die blendende Farbenpracht zu beschreiben, die allen großen orientalischen Schaustellungen eigen sind! Das muß dem Maler überlassen bleiben!

Weiter ging der glänzende Zug durch die mit einer jubelnden Menge gefüllten Straßen unter

rauschender Musik nach der Moschee Sultan Achmets, in deren weihrauchduftenden Räumen der Großherr dem Festgottesdienste beiwohnte und hernach, auf goldenem Throne sitzend, die Glückwünsche der Großwürdenträger zum Beiramfest entgegennahm. Dann kehrte der Sultan nach Dolma-Bagdsche zurück, und kaum hatten die ehernen Pforten des Palastes sich hinter ihm geschlossen, als die Sonne wieder verschwand und aus finsteren Regenwolken ein furchtbares Unwetter losbrach, das die tausendköpfige Menge im Nu von den Straßen vertrieb und die Gläubigen zwang, ihrer Festesfreude im Innern des Häuser Ausdruck zu geben.

DIE PASSIONSSPIELE DER SCHIITEN

Außer geringfügigen Verschiedenheiten in der Ausübung der vorgeschriebenen religiösen Gebräuche ist es hauptsächlich die abweichende Auffassung bezüglich der Stellung des Propheten und der drei ersten Kalifen, welche die Welt des Islams in zwei Reiche zerteilt, deren Angehörige, trotz der mannigfachsten gemeinsamen Berührungspunkte, sich dennoch ziemlich schroff gegenüberstehen. Die Sunniten, welche wiederum in Hanesiten, Schafeiten, Hambeliten und Malekiten zerfallen, sind die Verteidiger der tatsächlich vorliegenden historischen Verhältnisse: sie verehren Mohammed als den Propheten und halten Abu Bekr, Omar und Osman für seine richtigen Nachfolger.

Im Gegensatze hierzu treten die Schiiten, mit dem Seziermesser der absprechendsten Kritik bewaffnet, an die Prüfung dieser Entstehungsperiode des Islams heran und behaupten, daß Mohammed nur durch ein Versehen des Erzengels Gabriel in den Besitz der göttlichen Sendung gelangt sei, welche eigentlich, nach dem Willen Allahs, in Alis Hände hätte gebracht werden müssen. Nach der schiitischen Behauptung ist Mohammed also nur de facto, nicht de jure der Prophet Gottes. Das Gleiche gilt von seinen drei Nachfolgern.

Während indessen die Person des Propheten von den Schiiten verehrt und heilig gehalten wird, betrachten sie den Abu Bekr, den Omar und

Osman als verabscheuungswürdige Usurpatoren und fluchen ihrem Gedächtnis.

Die drei ersten Kalifen wurden inschriftlich auf den schiitischen Moscheen verflucht, fromme Schiiten schreiben noch heute die Namen Abu Bekr, Omar und Osman zum Zeichen der Verachtung auf ihre Fußsohlen, und in Mekka fordert noch heutzutage der Haß zwischen Sunniten und Schiiten alljährlich blutige Opfer. An den Fenstern vor den Gräbern der beiden ersten Kalifen werden die Betenden scharf überwacht und tödliches Verhängnis ereilt auf der Stelle die schiitischen Pilger, welche es wagen, an Stelle der vorgeschriebenen Segenswünsche einen Fluch zu sprechen. In der Betergruppe, welcher der Engländer Burton angehörte, als er in der Verkleidung eines afghanischen Derwischs die Wallfahrt nach Mekka machte, befand sich auch ein Schiit, welcher am Grabe Omars das Gebet „Friede sei mit Dir, ya Omár" in den Spruch „Friede sei mit Dir, ya Humár" — anstatt „o Omar" sagte er „o Esel" — verdrehte. Vor Burtons Augen wurde er von den Tempeldienern mit Äxten erschlagen. In Konstantinopel, der aufgeklärten und durch den Einfluß der europäischen Einwanderung in manchen Beziehungen alla franca gestalteten Hauptstadt des Osmanenreiches, gibt es eine sehr zahlreiche schiitische Kolonie, deren Angehörige der überwiegenden Mehrzahl nach Perser sind. Diese Schiiten besuchen die Moscheen der sunnitischen

Türken, sind aber im übrigen von ihnen durch eine größere Kluft getrennt, als beispielsweise die Christen, denen der Besuch der mohammedanischen Gotteshäuser verboten ist. Der gläubige Sunnit speist allenfalls mit dem Christen oder Juden von einer Tafel, mit dem Schiiten aber meidet er jegliche Gemeinschaft und nennt ihn verächtlich hinsir (Schwein) oder kisilbasch (Rotkopf), ein Jahrhunderte altes Schimpfwort für die Perser, dessen Entstehung aus den Kämpfen Dschuneids und Haiders gegen Schirwanschah stammt, in welchen Haider, um seine Anhänger äußerlich zu kennzeichnen, ihnen vorschrieb, als Kopfbedekung rote Mützen zu tragen.

Heute macht es eigentlich einen komischen Eindruck, wenn man hört, wie die Türken, auf deren Haupte ausnahmslos der rote Fez prangt, die mit hohen schwarzen Kalpals bedeckten Perser als „Rotkopf" verspotten; die Erklärung findet man erst, wenn man den historischen Ursprung kennt. Eingentümlich erscheint jedenfalls dem Angehörigen des raschlebigen Abendlandes die Jahrhunderte lange Fortdauer solcher Gewohnheiten. Das ist echt orientalisch! Das Gedächtnis an bedeutende Persönlichkeiten, an merkwürdige Vorkommnisse und große Ereignisse lebt im Munde des Volkes mit einer bewunderungswürdigen Treue fort und man spricht heute noch von Timur, von der Eroberung Stambuls und den alten Kriegen in Ungarn, als ob die Ereignisse

erst gestern geschehen wären. Auch der Haß, die Feindschaft und die Erbitterung leben ewig im Orient. Noch heute ruft täglich der Imam in den schiitischen Moscheen bei den fünf vorgeschriebenen Gebeten: „Es ist kein Gott als Gott und Mohammed ist der Prophet. Ali ist der Statthalter Gottes. Abu Bekr, Omar und Osman, eure Namen sind verflucht! Der Höchste wird euch richten am jüngsten Tage.“ Eine solche Erbitterung gegen historische, doch schon der entfernteren Vorzeit angehörige Persönlichkeiten ist für uns Abendländer kaum begreiflich. Der Haß zwischen Sunniten und Schiiten ist, wie man hieraus ersieht, ein wechselseitiger; in derselben Moschee, auf demselben Gebetsteppich, in derselben Sprache beten diese Bekenner des Islams zum höchsten Wesen und dabei hält einer den andern für unrein und für schlimmer als Giaurs und Heiden.

In der Sultan-Bajasid-Moschee war ich einmal bei einer Predigt eines berühmten Scheichs zugegen, der im Verlaufe seiner Rede, die sich auf irgend einen kitzlichen Punkt der Moral bezog, erregt und ärgerlich ausrief: „Nicht einmal ein Christ oder Jude wird so etwas tun. Nur die Rotköpfe — Allah verweigere ihnen jeglichen Segen — entblöden sich nicht, solche Handlungen zu begehen!“ Und dabei waren nicht wenige Perser in der heiligen Halle anwesend, die diese Beschimpfung ungestraft hinnehmen mußten und inmitten der sunnitischen Mehrheit sich ohne

jeden Schutz gegen ähnliche Ausschreitungen fanden.

Übrigens sind die Schiiten in ihrer Heimat eben so unduldsam gegen ihre sunnitischen Glaubensbrüder, und selbst hier in Konstantinopel, wo sie in der Minderheit sind, lassen sie es nicht an Zeichen der Mißachtung gegen diese fehlen. Eine der in der Hauptstadt des Osmanenreiches bestehenden fremdländischen Verkehrsanstalten, das deutsche Reichspostamt, hat zur Bequemlichkeit des Publikums im türkischen Viertel Stambul eine Filiale errichtet, welche vielfach von den Persern zur Einlieferung von Briefen benutzt wird. Ist der diensthabende Beamte, ein Christ, am Schalterfenster anwesend, so reichen die Schiiten ihm ohne Umstände ihre Briefe von Hand zu Hand dar, dem türkischen Kawassen hingegen — ihrem sunnitischen Glaubensgenossen — geben sie niemals etwas direkt in die Hand, sondern legen vielmehr Briefe und Geld in einen Zipfel ihres langen Talars und strecken diesen dem Türken entgegen, damit er die für die Post bestimmten Gegenstände abnimmt. Und kaum hat dann der Schiit sich entfernt, so wäscht der Sunnit sich die Hände und bittet Allah um Verzeihung, daß er „ein rotköpfiges Schwein" berührt habe.

Der Gegenstand der höchsten Verehrung für die Schiiten ist Ali, der vierte Kalif, Gemahl von Mohammeds Tochter Fatme, nach dessen Grabstätte auf der Höhe von Nedjef alljährliche Pilger-

scharen wallen. Inmitten hoher Palmen erhebt sich dort eine prachtvolle Moschee, deren Boden aus lauteren Goldplatten bestehen soll. Doch hat bis jetzt noch keines Nichtmoslims Fuß die heilige Stätte betreten. Alis Verehrung reicht beinahe bis zu der einzig dem höchsten Wesen gewidmeten Anbetung heran; man erwartet, daß er wiederkehren wird auf die Erde, um eine neue glückliche Epoche zu beginnen, und glaubt, daß er dereinst aus den Wolken herabsteigen wird, um die Erde mit Gerechtigkeit zu erfüllen, seine Verehrer zu belohnen und seine Verächter zu bestrafen.

Eine merkwürdige Erfahrung ist es, daß bei fast allen bekannten Religionen das Andachtsbedürfnis in seiner loderndsten Glut, seiner tiefsten Innigkeit sich nicht dem höchsten Wesen selbst, sondern einer oder mehreren, der zwischen der Gottheit und den Sterblichen als Vermittler dienenden Personen sich zuwendet. Diesem eigentümlichen Zuge der Menschennatur entstammt die Verehrung, welche der schiitische Teil der Mohammedaner Hussein, dem Sohne Alis und Fatmes, widmet. Das Schicksal Husseins entbehrt nicht eines tief tragischen Zuges.

Auf Einladung der Kufanen kam der Enkel des Propheten, von seiner Familie und einem Häuflein ihn verehrender Anhänger begleitet, von Mekka nach Kufa, um diese Stadt zu besetzen und von hier aus den Krieg gegen Jesid zu beginnen, der schon in Damaskus als Kalif aner-

kannt war. Aber der tatkräftige Jesid — der Sohn von Alis Gegner Moavia — hatte sich Kufas schon mit starker Heeresmacht bemächtigt, ehe noch Hussein ankam. Kaum erschien dieser vor Kufa, als auch sein Häuflein schon umzingelt war. Gegenwehr erschien der Übermacht gegenüber aussichtslos, ein gewaltsamer Durchbruch durch die Reihen der Feinde war unmöglich, allein wollte der tapfere Hussein sich nicht durchzuschleichen versuchen — er zog den Tod inmitten seiner Getreuen vor. Und so erlag die unglückliche Schar allmählich dem Hungertode, den vereinigenden Qualen des Durstes und den Pfeilen der zahlreichen Gegner.

Hussein selbst fiel im Zweikampfe mit Bursbai, einem Heerführer Jesids. Den Kopf seines gefallenen Gegners ließ der Kalif in Damaskus öffentlich ausstellen; sein Rumpf wurde von seinen Anhängern in die Satteltaschen eines Pferdes gesteckt und in Kerbela beigesetzt. Dort erhebt sich jetzt über seinem Grabe eine kuppelreiche Prachtmoschee und Hunderttausende von frommen Schiiten wallfahren im Monat Muharrem nach Kerbela, um des heiligen Märtyrers Hussein Fürsprache bei Allah zu erflehen.

Die Persönlichkeit Husseins ist für denjenigen, welcher sich mit dem Studium des Islams befaßt, von höchster Bedeutung.

An Husseins Andenken knüpft sich nämlich ein höchst interessanter Trauerdienst, eine Art

von Passionsspielen, die jedes Jahr, so weit das schiitische Gebiet reicht, am zehnten Tage des Trauermonats Muharrem mit großer Feierlichkeit begangen werden.

Dieser Trauerdienst geht bis in die ältesten Zeiten zurück. Offiziell eingeführt und gleichsam zu einer unter Aufsicht und Beteiligung der Behörden stattfindenden Haupt- und Staatshandlung wurde er gemacht, als die Bujiden neben ihrer Herrschaft im südlichen Persien auch noch das Kalifat von Bagdad übernahmen, und hiermit der Schiitismus in Kerbela zur Herrschaft gelangte.

Auch in Konstantinopel werden seit Menschengedenken alljährlich diese Passionsspiele in Stambul im Valide Han unter großem Zufluß von Schaulustigen festlich begangen, und ich lade heute die freundlichen Leser ein, mich auf dem Gange dazu begleiten zu wollen. Das Schauspiel ist zwar sehr nervenaufregend und liefert blutiges Zeugnis für den traurigen Fanatismus einer niederen Kulturstufe, aber es ist ohne jeden Zweifel eines der interessantesten Religionsfeste.

Die Schatten des Abends legen sich um die schlanken Minarets und verhüllen mit dichtem Schleier die phantastischen Moscheekuppeln mit dem goldenen Halbmond; am klaren Himmel steigt mit silbernem Glanze der Mond empor; es ist Zeit, aus dem fränkischen Pera aufzubrechen. Flugs durcheilen wir die schmutzigen

Gassen Galatas, passieren in schnellem Nachen die stillen Fluten des Goldenen Hornes und sind jetzt im Reiche des Islams, in Stambul. Wir durchschreiten die zur Abendzeit verödete City von Konstantinopel, steigen einige steile Straßen hinauf und stehen vor einem hohen Portal. Türkische Soldaten, das Gewehr bei Fuß, halten Wache und verwehren allen Unberufenen den Eingang. Mit Hilfe unseres getreuen Kawassen Suleiman Agha bahnen wir uns den Weg durch die stoßende, drückende, lärmende Menschenmenge, drängen uns dann durch einen dunklen, engen, schmutzigen Eingang und stehen in einem weiten Hofe, ringsum von einem mehrstöckigen Bau aus riesigen Quadern mit weiten Galerien und säulengetragenen Balustraden umgeben.

Aus dem dunklen Grün der breitästigen Bäume, mit denen der umfangreiche Platz bepflanzt ist, schimmern bunte Papierlaternen mit phantastischem Lichte; persische Kawassen, in weitem Kreise aufgestellt, halten lodernde Pechfackeln in den Händen; in der Mitte des Hofes flammt ein aus Holz zusammengelegter Scheiterhaufen und bestrahlt mit blutigem Rot die ernsten Gesichter der vielhundertköpfigen Menge auf dem weiten Plan.

Meistens sind es Perser mit hohen Kalpaks und langen, dunklen Talaren, hochgewachsene Gestalten mit schöngeschnittenen, bärtigen Gesich-

tern, dazwischen sieht man auch einzelne Türken mit dem roten Fez und hier und da sporadisch einen fränkischen Hut.

Zwischen den Galerien flattern ringsum Stricke mit bunten Laternen und weißen Transparenten von Koransprüchen und kurzen Inschriften in den langgezogenen, zierlichen persischen Schriftzügen, die Brüstungen der einzelnen Gemächer sind mit einer doppelten und dreifachen Reihe von schöngeschliffenen Lampen besetzt, aus denen eine strahlende Lichtfülle über den ganzen Hof dringt.

Die oberste Galerie ist den türkischen Frauen eingeräumt, die in ihren weißen Schleiern und bunten Mänteln dichtgeschart nebeneinander sitzen und den Anfang des Schauspiels erwarten, die mittleren Räume sind meistens von den Angehörigen der persischen Kolonie besetzt.

Zu ebener Erde sitzt die persische Botschaft, und dort werden auch die Ehrengäste untergebracht. Wir schlendern langsam einigemal über den Hof — es ist ein wundersames Bild, das sich unseren Augen darbietet.

Die phantastischen Lichtreflexe der Lampen, Laternen und Fackeln werfen zauberhaften Widerschein auf die bunte Mannigfaltigkeit all der verschiedenen Trachten auf dem weiten Plan, den zum Überfluß auch noch der volle Mond mit seinem bleichen Silberscheine übergießt; man bedauert unwillkürlich, nicht Maler zu sein, um

das farbenreiche Bild der echt orientalischen Szene auf der Leinwand festhalten zu können! Horch! Da ertönt eine rauschende Musik — gehen wir rasch, uns sichere Plätze zu verschaffen.

Den getreuen Kawassen voran, durchbrechen wir das von Stricken und Pfählen gebildete Spalier und begrüßen den persischen Botschafter Mirza Mohsin Khan, der uns in eine elegante Loge führen läßt.

Persische Bilder bedecken die Wände, reiche Teppiche den Fußboden, weiche Diwans, mit bunten Stoffen überzogen, laden zur bequemen Ruhe ein. Man kredenzt uns in hohen Gläsern ausgezeichneten persischen Tee und reicht feine Zigaretten herum.

Noch hat das Schauspiel nicht begonnen, wir können daher unsere Muße benutzen, uns etwas umzusehen.

Das Personal fast aller europäischen Botschaften ist erschienen, um der Aufführung der interessanten mohammedanischen Passionsspiele beizuwohnen; wir bemerken die hohe Gestalt des deutschen Botschafters, Grafen Hatzfeldt, den der erste Dragoman der Botschaft, v. Testa, begleitet, die strammen Offiziere unseres Kanonenbots „Pommerania", Engländer, Franzosen, Holländer, dazwischen die persischen Botschaftsbeamten, welche überall mit größter Liebenswürdigkeit die Pflichten der Gastgeber erfüllen und die Honneurs des Hauses machen.

In unserer Loge sitzt der französiche Botschafter Fournier, ein kleiner, ältlicher Herr mit glattrasiertem Gesicht, und Madame Dolez, die Gemahlin des belgischen Gesandten, die einzige weibliche Erscheinung aus europäischen Kreisen. Jetzt tritt der persische Botschafter zu uns, ein kleiner, dicker Herr mit schlauem Gesicht und schwarzem Schnurrbart, ganz alla franca gekleidet, nur der kleine, schwarze Kalpak verrät den Perser. In elegantem Französisch wendet er sich an Madame Dolez: Werden Madame auch den Mut haben? Das Schauspiel ist aufregend und die Kasteiungen, denen die Leute sich unterwerfen, hart und blutig!" „Mais mon Dieu," antwortete mutvoll die Dame, „ces hommes ne sont pas obligés de faire pareille chose; c'est leur propre choix. Alors pourquoi — —"

Da ertönen Zinken und Drommeten, Pauken schmettern, Kettengerassel erklingt, ein seltsamer Zug zieht auf.

Feingekleidete Perser mit Fackeln und Lampen in der rechten Hand schlagen sich mit der linken im Takt auf die halbentblößte Brust, dazwischen geißeln bis zur Mitte des Körpers entkleidete Büßer sich erbarmungslos mit schweren Ketten, weißgekleidete Imams lassen gellende Klagelieder erschallen, der trauernde Ruf „Ya Hussein, ya Hussein, ya Kerbela! zerreißt die Lüfte.

Der Zug macht Halt, ein Priester mit mächtigem Tenor singt eine Art Klagelied und alles

antwortet mit gellenden Rufen „Ya Hussein, ya Kerbela!“ Die anwesenden Perser brechen in lautes Wehklagen aus, zerraufen ihren Bart, schlagen sich auf die Brust und beginnen heiße Tränen zu weinen — sogar der persische Botschafter bedeckt einen Augenblick das Gesicht und seufzt „Ya Hussein!“

Wiederum ertönt die sinnverwirrende persische Musik — eine Bande schiitischer Büßer erscheint. Der glattgeschorene Kopf ist unbedeckt, die Arme ganz und die Beine vom Knie abwärts nackt, eine faltige Jacke von weißer Leinwand bildet die einzige Bekleidung.

Die unheimlichen Kerle schwingen scharfgeschliffene Schwerter und hauen unter gellendem Klagegeschrei aufeinander ein. Die gefährlichsten Streiche werden von zwischenhergehenden Wächtern vermittelst dicker Stöcke pariert, aber gar mancher Hieb trifft doch den Gegner und das Blut fließt von den glatten Köpfen auf die weiße Leinwand. Eilenden Laufes ziehen die gräßlichen Fechter an uns vorüber, ein neuer Zug kommt, vorauf zwei Pferde, mit langen Schabracken bedeckt, auf denen ein Sarg ruht — eine Erinnerung an die Beförderung der Leiche Husseins von Kufa nach Kerbela —, dann eine Reihe von Standartenträgern, schwarze Fahnen mit silbergestickten Koransprüchen schwingend, blutende Geißler, die sich mit Peitschen und Ketten den nackten Oberleib zerfleischen, klagende Priester in bis

zur Erde wallenden Talaren von schwarzer Glanzleinwand.

Immer rauschender wird die Musik, immer wilder das Klagegeschrei! — Jetzt kommt eine neue Schar Fechter.

Ihre weißen Gewänder sind mit geronnenem Blute bedeckt, rote Striemen ziehen sich über Gesicht und Kopf, von den Schwertern trieft das Blut und glänzt bei jeder Schwingung grausig im lodernden Fackelschein — erbarmungslos hauen die fanatischen, vom Blutgeruch berauschten Kerle aufeinander ein — mit gräßlichem Schmerzensschrei bricht da einer zusammen — über seinen Körper hüpft die wilde Schar mit wilden Rufen hinweg.

„Sterben auch zuweilen welche bei diesem schrecklichen Gefecht?“ frage ich halb betäubt einen neben mir sitzenden persischen Beamten. „Ungefähr zehn Stück fallen in jedem Jahre,“ antwortet er gleichmütig, „sie werden vom Volke als Märtyrer verehrt!“

Da kommt schon eine neue Reihe, völlig mit Blut übergossen, die Augen halb verdeckt von den in Strömen fließenden Blutwellen, blindlings mit des Schwertes Spitze aufeinander einhauend — ich kann das ekelerregende Schauspiel nicht länger ansehen und breche zum Heimweg auf.

Hinter mir her schallt der schreckliche Ruf „Ya Hussein, ya Kerbela!“, ertönt die brausende Musik, — in den Straßen von Stambul begegnen

mir halb tolle Büßerscharen, die sich die Brust zerschlagen und den Kopf mit spitzen Messern verwunden. Mir wirbelt der Kopf, selbst die Luft erscheint mir mit Fanatismus und religiösem Wahnwitz durchtränkt, und ich finde erst wieder Ruhe in meinem stillen Studierzimmer, wo ich die wechselnden Schreckensszenen noch einmal vor das Auge des Geistes zaubere.

HIRKA-I-SCHERIF

EINE ERINNERUNG AUS DEM MORGENLANDE

Wenn ich den Islam mit einer anderen Religion in Vergleich zu bringen genötigt würde, so würde ich ihn mit dem Katholizismus zusammenzustellen versuchen; beide haben, so verschieden auch ihr Wesen ist, die mannigfachsten inneren und äußeren Berührungspunkte. Beider System bildet ein ebenso kühn als fest aufgeführtes Gebäude, aus dem man keinen einzigen Stein herauslösen kann, ohne das ganze Bauwerk zu zerstören; beide nennen sich „alleinseligmachende Kirche", und zwar ganz in demselben Sinne; beide gehen in den Erklärungen ihrer Grundlehren vielfach von denselben Anschauungen aus; beide treffen in der Dogmatik und in äußerlichen Formen überraschend oft zu demselben Zwecke zusammen; beide endlich wenden sich nicht nur an den Verstand, sondern ebenso oft an den Glauben, an das Herz, an das Gemüt und die Phantasie ihrer Anhänger. So in der Lehre von den Reliquien, deren der Islam kaum weniger besitzt als die katholische Kirche, und rücksichtlich deren die Mohammedaner ganz dieselbe Verehrung an den Tag legen, wie dies die Katholiken tun.

Das Zentralheiligtum der mohammedanischen Welt, jenes noch immer im Wachsen begriffenen gewaltigen Kreises von mehr als hundert Millionen Menschen, die berühmte Kaaba in Mekka, ist nichts anderes als eine Reliquie: jener ungeheure schwarze Stein, von welchem die moslimische

Tradition behauptet, er sei vom Erzengel Gabriel als Wahrzeichen für den Tempel aus dem Himmel gebracht worden, ist eine unmittelbare Reliquie aus dem von Allah selbst gegründeten Heiligtum, dessen der Koran Erwähnung tut. Die vier Säulen waren der Tradition zufolge von Smaragd, die Decke von Rubin, den Mittelpunkt bildete ein weißer Diamant, kostbarer als die ganze Welt. Den sandte Allah durch seine Engel auf die Erde; durch die Sündhaftigkeit der Menschen aber wurde der Edelstein schwarz und erst nach dem Ende der Tage wird er den ursprünglichen Glanz wiedererhalten. Nach dieser Reliquie göttlichen Ursprungs folgen im Range der Verehrungswürdigkeit unmittelbar diejenigen Reliquien, welche von dem Propheten herrühren. Man teilt dieselben in große und kleine Reliquien ein; die letzteren befinden sich fast ausnahmslos in Privatbesitz, die ersteren werden in der Reliquienkammer der Moschee im alten Serail Stambuls aufbewahrt und Tag und Nacht von Wächtern behütet.

Am 15. Tage des Fastenmonats Ramasan begibt sich alljährlich der Großherr, begleitet von den geistlichen und weltlichen Würdenträgern des Osmanenreichs, in feierlichem Zuge an diesen heiligen Ort, um den Reliquien seine Verehrung zu bezeugen, und in der darauf folgenden Woche ist der Zutritt zu ihnen während einiger Tagesstunden auch den Gläubigen gestattet. Nichtmohammedaner sind von dieser Vergünsti-

gung natürlich ausgeschlossen; ist der Islam doch — bei aller sonstigen Toleranz — recht engherzig in allem, was den Zutritt fremder Elemente zu den Stätten moslimischer Andacht betrifft. Der Besuch des Hedjaz, jener Provinz, in welcher die heiligen Städte Mekka und Medina liegen, ist den Ungläubigen untersagt, ebenso der Eintritt in die Moscheen, sobald in denselben irgend eine religiöse Feierlichkeit stattfindet. In der übrigen Zeit darf sie der Nichtmohammedaner zwar betreten, jedoch nur in dem Falle, daß er einen Erlaubnisschein zur Besichtigung von der Hohen Pforte besitzt. Solch ein Teskirés — jedesmal für einen Besuch gültig — erlangt man in Konstantinopel durch Vermittelung der Konsulate ohne Schwierigkeit für die Moscheen Agia Sophia, Sultan Achmed und Sultan Suleyman; bezüglich der übrigen Moscheen ist der Zutritt schwieriger, bei der Dschami Fatigh, der Moschee Mohammeds IV. und der heiligen Moschee von Ejub unmöglich. In diese Moscheen Einlaß zu erhalten, ist auch mit Hilfe des mächtigsten Schlüssels der Türkei, des fast allvermögenden Backschisch, der im allgemeinen alle Tore und Riegel öffnet, nicht möglich, während bei den ersteren ein Fünffrankenstück den fehlenden Erlaubnisschein mit gutem Erfolg zu ersetzen imstande ist, wenigstens bei der überwiegenden Mehrzahl der Tempelwächter.

In den Provinzen nimmt man es — je nach dem

Stande der religiösen Duldsamkeit, — bald strenger bald leichter als in der Hauptstadt. Während in Brussa und in Adrianopel der Fremde gegen ein Trinkgeld leicht Einlaß in alle Tempel erhält, wird der Zutritt zu den Moscheen von Bagdad dem Nichtmoslim streng verweigert, und in die goldene Moschee von Meschhed, die Alis Grabheiligtum umschließt, ist noch niemals eines Ungläubigen Fuß eingedrungen.

So tiefe Wurzel auch in Konstantinopel die moderne Pflanze der Aufklärung nach manchen Richtungen hin geschlagen hat, so günstigen Boden auch die Verhältnisse in der von Angehörigen aller Nationen und Glaubensbekenntnisse belebten Hauptstadt zur allmählichen Abschleifung religiöser Vorurteile zu bieten scheinen — der Islam ist davon auch heute noch nicht berührt worden.

Wohl gibt es jetzt eine Menge Türken (hauptsächlich Angehörige der höheren Stände, die ihre Ausbildung in Europa genossen oder in diplomamatischen oder militärischen Stellungen dort geweilt haben), die seit Jahren keine Moschee mehr betraten, die lieber Wein als Wasser trinken und sich im Wirtshause zum Zeichen ihrer fortgeschrittenen Bildung in erster Linie nach Schweinekoteletts und Schinken erkundigen; indessen sind dies sehr zweifelhafte Elemente, die nicht einmal den Mut der Überzeugung haben. Nur im Kreise von Franken und von gleichgesinnten türkischen

Elementen wagen sie es, ihrer Gesinnung Ausdruck zu geben, vor anderen Muselmännern beißen sie den Moslim heraus. Der Jungtürke dieser Art sitzt morgens um 11 Uhr im Ramasan beispielsweise in Pera im „Hotel Pest", trinkt feurigen Ungar, verspeist mit prächtigem Appetit ein Wiener Schnitzel, spottet über das Fastengebot und sagt, wenn er seine Zigarette anzündet:

„Ah bah, sie ist so klein, daß Allah sie von oben gar nicht bemerken kann!"

Und wenn derselbe Mann ein paar Stunden später durch das stille Mahalleh seinem Konak zuschreitet, dann läßt er Kopf und Rücken hängen, trägt einen großen Rosenkranz in der Hand und gibt dem Imam des Viertels, der sich nach seinem Befinden erkundigt, mit schmachtenden Mundwinkeln die Antwort:

„Es geht so, mein Vater, das strenge Fasten in der Hitze greift den Körper doch arg an. Aber was soll man machen — Lob sei Gott und dem Propheten!"

Aber nur ein verschwindend geringer Bruchteil der türkischen Bevölkerung gehört dieser glaubens- und charakterlosen Richtung an; die überwiegende Mehrzahl der Osmanen, die Männer von altem Schrot und Korn, die Männer, auf deren Wort man Häuser bauen kann, die sind Türken geblieben, wie es ihre Vorväter vor Jahrhunderten waren. Getrennt von den christlichen und jüdischen Mitbewohnern der Hauptstadt wohnen

sie in ihren besonderen Vierteln, ausschließlich der Religion, ihrer Beschäftigung und ihrer Familie gewidmet; den Verkehr mit den Ungläubigen meiden sie. Der Türke dieser Gattung haßt den Andersgläubigen nicht, ebensowenig verachtet er ihn; angeredet steht er dem Giaur Rede und Antwort, im Bedürfnisfalle erweist er ihm sogar einen Liebesdienst und nimmt ihn gastfreundlich in sein Haus auf. Das Gefühl, welches ihn von dem Franken trennt, ist ein ganz merkwürdiges: er betrachtet ihn wie ein fremdes, im höchsten Grade untergeordnetes, dabei aber doch sehr gefährliches Wesen, von dem man sich fern halten muß.

„Was haben wir von den fränkischen Giaurs je Gutes erhalten? fragt der Türke. „Als wir sie noch bekriegten, als wir uns fern von ihnen hielten und streng alla turca lebten, da war unser Reich groß und mächtig und angesehen, unsere Geldmittel flossen reichlich und in Stambul fand jeder Mann, Offizier, Beamter, Kaufmann und Handwerker, sein gutes Auskommen. Jetzt ist's anders geworden; seit vierzig Jahren richten wir uns nach Europa, haben wir unsere Einrichtungen, unser Heer, unsere Kleider, unsere Schulen nach fränkischen Mustern umgemodelt. Und welche Früchte hat das getragen? Das Reich steht am Rande des Verderbens, die Mittel sind erschöpft, die Beamten müssen stehlen, wenn sie nicht mit ihren Familien verhungern wollen, unsere Hand-

werker werden durch die fränkische Konkurrenz erdrückt, unsere Sitten sind verfallen, unser Glaubenseifer von dem Aussatz des Zweifels angefressen. Das sind die Früchte des Fortschritts alla franca."

Diese Vorbemerkungen waren nötig, um zu beweisen, einen wie schwierigen Stand derjenige hat, der in der Türkei Studien über den Islam und seinen Einfluß auf die Verhältnisse machen will. Der Zutritt in die Moscheen, in die Medresses und Religionsschulen ist ihm verboten, der Zutritt zu dem männlichen Teile türkischer Familien — Verkehr mit türkichen Frauen ist natürlich von selbst ausgeschlossen — ist mit unendlichen Schwierigkeiten verknüpft. Und gelingt es, mit Türken Umgang zu pflegen, und steht man selbst auf vertrautem Fuße mit ihnen, so ist die erste Frage bezüglich religiöser Verhältnisse schon unter Umständen geeignet, die Vertraulichkeit zu zerstören und dem Verkehr ein Ende zu machen; der Türke kann sich eben nicht vorstellen, daß jemand aus rein wissenschaftlichem, rein theoretischem Interesse sich um fremde religiöse Fragen bekümmert, er wittert Proselytenmacherei oder — im günstigen Falle der Beurteilung — er empfindet die Frage als Taktlosigkeit eines doch eigentlich tieferstehenden Wesens, das, der Gunst des Verkehrs gewürdigt, sich nun gleich Übergriffe erlaubt.

Welchen Erfolg unter diesen Umständen der-

jenige haben würde ‚der einem Türken — und sei es selbst ein Freund — die Bitte vortrüge, ihn zur Gebetszeit in eine Moschee oder zu einer sonstigen religiösen Feier mitzunehmen, ist offenbar. Wenn er das Gesuch einem aufgeklärten Jungtürken unterbreitet, so erhält er zur Antwort:

„Ich gehe selbst nicht hin, wozu wollen Sie den Blödsinn mit ansehen?" Jeder andere wird das Ansinnen aber als eine persönliche Beleidigung auffassen und, von seinem Standpunkte aus, mit vollem Rechte. Denn da der Islam die Anwesenheit des Giaurs bei moslimischen Zeremonien als Schändung der Feier betrachtet, so macht sich selbstverständlich der Mohammedaner einer schweren Sünde schuldig, der eine solche Handlung begünstigt oder unterstützt, und der Franke, der einen Mohammedaner hierzu zu verleiten sucht, traut ihm also eine strafbare Verletzung seiner Glaubensvorschriften zu.

Unter diesen Umständen bleibt dem Europäer, der einen Einblick in das Reich des Islams aus persönlicher Anschauung gewinnen will, nichts anderes übrig, als zu einer Täuschung seine Zuflucht zu nehmen: er muß sich als Moslim verstellen; nur auf diese Weise kann er zu seinem Ziele kommen. Die Aufgabe ist schwer und gefährlich; erstens, weil sie viel Sprachkenntnis und tiefes Eindringen nicht nur in mohammedanische Sitten und Gebräuche, sondern auch in das ungemein verwickelte Zeremoniell der

mohammedanischen Religionsausübung verlangt; zweitens, weil man im Augenblicke der Entdeckung großer persönlicher Gefahr, unter Umständen dem Tode, gegenübersteht. Im Falle des Besuches einer Moschee zu gewöhnlicher Gebetszeit durch einen Unbefugten würden die Gläubigen, falls der Giaur sich auf irgend eine Weise verraten sollte, nach meiner Überzeugung sich damit begnügen, ihn hinauszuwerfen, bei welcher Gelegenheit er allerdings manchen Mißhandlungen kaum entgehen würde. Je nach deren Art und Weise würde er unter Umständen leicht davonkommen, unter Umständen allerdings auch eine lebenslängliche Verstümmelung davontragen können.

Anders ist es mit dem Wagnisse bei besonderen Gelegenheiten und großen Feierlichkeiten. Das intensive religiöse Gefühl der Gläubigen ist dann zu einem solchen Höhepunkte gesteigert, der latente Fanatismus durch Predigten, Betrachtung und Beten zu einem solchen Siedegrade gebracht, daß die Entdeckung der Verletzung des heiligen Ortes durch die Gegenwart eines Ungläubigen für ihn mit direkter Lebensgefahr verbunden sein würde; die erregte Menge würde ihn auf der Stelle massakrieren. Die Geschichte der Mekkareisen in unserem Jahrhundert bietet mehrere traurige Beispiele für die Wahrheit dieser Behauptung. Ulrich Kaspar Seetzen, welcher im Jahre 1810 unter dem Namen Musa Effendi die Wallfahrt nach Mekka

unternahm, wurde vergiftet, der Franzose Emile Wallin in Mekka als Christ erkannt und von der Menge erschlagen. Sein Landsmann Camille de Rossignol erlitt das gleiche Schicksal in Medina und der Engländer Roberts wurde auf dem Wege von Mekka nach Medina von seinen Reisebegleitern getötet. Das unglückliche Schicksal dieser Forscher vermochte andere kühne Reisende nicht von dem interessanten Unternehmen zurückzuhalten.

Der Schweizer J. L. Burckhardt war 1814 in beiden heiligen Städten, Giovanni Finati aus Ferrara besuchte Mekka und Medina im Jahre 1824, der Engländer Richard F. Burton unternahm 1853 die Pilgerfahrt, unser Landsmann Heinrich Freiherr v. Maltzan im Jahre 1860, der Franzose Léon Roches 1861, der Engländer Tenett 1863. Alle sind glücklich zurückgekehrt, Burckhardt, Burton und Maltzan haben ihre Beobachtungen und Erlebnisse in anregend geschriebenen Werken der Öffentlichkeit übergeben.

Für mich ist es sehr begreiflich, wie das kühne Unternehmen einer Wallfahrt nach den heiligen Stätten des Islams eine verhältnismäßig so große Anzahl beherzter Forscher zum Wagnisse der Gefahr hat begeistern können. Abgesehen von dem großen und eigentümlichen Reize, der ohne Zweifel für den Franken darin liegt, auf Grund erworbener Kenntnisse von Sprachen, Sitten und Gebräuchen sich Wochen und Monate lang unerkannt und unentdeckt an Orten aufhalten zu

können, deren Betreten dem Nichtmoslim streng verboten ist, muß das Studium von Mekka wirklich ergreifende Momente des packendsten Interesses bieten. Zur heiligen Zeit strömen aus China und Japan, aus Indien, aus Khiwa, Bochara und Samarkand, aus Persien, Rußland und Arabien, aus der ganzen Türkei von Bagdad bis nach Bosnien und der Herzegowina, aus Ägypten, Algier, Marokko und den fernen Negerländern Hunderttausende von Pilgern zusammen, alle von innigem religiösen Andachtsgefühl geleitet, um an der Kaaba dem idealsten Bedürfnis aller Irdischen, der Verehrung des höchsten Wesens, zu genügen.

Ein verwandtes Gefühl ist es, welches im Ramasan in Konstantinopel die Gläubigen zur Reliquienkammer im alten Serail führt.

Soweit mir aus der einschlägigen Literatur bekannt geworden, ist es — außer mir — bisher noch keinem Nichtmohammedaner gelungen, in dieses Heiligtum Zutritt zu erlangen, wenigstens ist bisher noch nichts darüber veröffentlicht worden; aus diesem Umstande glaube ich schließen zu dürfen, daß eine Veröffentlichung über ein solches Unternehmen in manchen Kreisen mit Interesse aufgenommen werden wird.

Es war im Ramasan des Jahres 1878, als ich während der Woche, in welcher den Moslims der Zutritt zu den Reliquien gestattet ist, der heiligen Moschee im Serail, inmitten frommer Scharen glaubenseifriger Mohammedaner, einen Besuch ab-

zustatten wagte. Besondere Verhältnisse, deren Erörterung mich hier zu weit führen würde, hatten mich mit den Gebräuchen des Islams so vertraut gemacht, daß ich nach dieser Richtung hin eine Entdeckung nicht fürchten zu müssen glaubte. Die Gefahr lag für mich eigentlich nur darin, daß ich möglicherweise einem meiner zahlreichen Bekannten aus türkischen Kreisen dort begegnen konnte, der dann vielleicht weniger aus Übelwollen gegen mich als aus natürlicher Überraschung Lärm geschlagen haben würde.

Glücklicherweise ist dies nicht eingetreten und ich habe das Wagnis ungefährdet bestanden.

Ein heller sonniger Nachmittag war es, an dem ich um die zweite Stunde durch die engen Gassen des türkischen Stambul wandelte; das Fez auf dem kurzgeschorenen Haupte, der Effendirock und der weiße Rosenkranz, der Achatring am Finger und die glanzledernen Überschuhe an den Füßen kennzeichneten mich als Osmanen. Während des Ramasan lenkt sich der Strom der Gläubigen abwechselnd der Reihe nach in die verschiedenen Moscheen, geradeso wie in katholischen Orten, je nach den vorliegenden Festen, bald diese bald jene Kirche vorzugsweise von den Andächtigen besucht wird. In Stambul war gerade die Reihe an der kleinen reizenden Moschee Sultan Bajasits, die in der Nähe des Seraskerats und des Bazarquartiers in der Mitte des vorderen Teils der Halbinselhöhe liegt. Lebhaft bewegtes

Treiben herrschte in den von antiken Säulen getragenen Rundbogenhallen des Vorhofes.

In einer Reihe von leinwandüberzogenen Buden wurden allerlei Dinge zum Verkauf ausgeboten: bunte Seidentücher aus Brussa, Teppiche aus Smyrna, Waffen von Damaskus, Bernsteinspitzen und Meerschaumrohre, goldverzierte Lulas (Tschibukköpfe) aus rotem Ton und perlenbesetzte Nargilehs, zierliche Samtpantoffel mit goldener Stickerei, kostbare Shawls und seidene Feredsches (Damenmäntel), Rosenkränze und Amulets, Zahnstocher aus einer weißen Baumwurzel, von denen die fromme Tradition behauptet, daß der Prophet sie mit Vorliebe gebraucht habe, Abbildungen der Moschee von Mekka, kunstvoll ausgeführte Koransprüche und zierliche Täfelchen mit frommen Inschriften zur Befestigung am First des Hauses.

Elegante Effendis im schwarzen Salonanzuge und einfache Lastträger mit weiten Pumphosen und groben kurzen Wolljacken, fromme Mollahs im wallenden blauen oder weißen Talar, Mewlewi-Derwische mit dem braunen Filzkegel auf dem stolzen Haupte, Seybeghs aus dem fernen Asien mit nackten Knien, waffenstrotzendem Gürtel und fußhohem Turban mit bunten Bändern, vornehme Damen mit seidenen Mänteln über der spitzenbesetzten fränkischen Samtrobe, den Eunuchen hinter sich, und arme Frauen mit gelben Lederstrümpfen und groben Wollüberwürfen, die

phantastisch aufgeputzten Kinder auf den Armen, zogen in buntem Durcheinander innerhalb der Budenreihen auf und nieder, und über ihnen gurrten und flatterten Tausende von graublauen Tauben. Der Vorhof von Bajasits Moschee ist das vornehmste Taubenhaus der Welt; die zutraulichen Tierchen sind hier heilig und unantastbar, wie einst in Mabug und Paphos und wie noch jetzt in Mekka und Medina; in dichten Scharen beleben sie die Kuppeln und Gesimse des Tempels, die Galerien der Minarets, die Zypressen im Vorhofe und die Gelände von wildem Wein, die sich um die Rundbogen schlingen. Fromme Beter bringen ihnen reichliches Futter und die heiligen Vögel flattern unerschrocken auf Schultern und Kopf ihrer Wohltäter.

Einen flüchtigen Rundblick widmete ich all diesen Herrlichkeiten, dann stieg ich die Stufen des Tempels hinan. Ein schwerer roter Vorhang trennt das Allerheiligste vom Vorhofe. Auf der einen Seite stand ein Tempeldiener, der den Gläubigen gegen ein kleines Backschisch die Überschuhe verwahrt, während sie drinnen ihrer Andacht obliegen, auf der anderen kauerte ein heiliger Derwisch mit blassem, nervösem Gesicht, aus dem dunkle scharfe Augen melancholisch hervorleuchteten; der grüne Turban bezeichnete ihn als Emir oder Seid, als Abkömmling vom Stamme des Propheten. Der Platz neben ihm wurde der Reihe nach von einer Anzahl hilfs-

bedürftiger Personen jeden Alters und Geschlechtes eingenommen, die den Heiligen in allerlei Seelen- und Körperleiden um Rat und Beistand baten. Mit unbeweglichen Zügen hörte der Derwisch den Reden zu; dann hauchte er seine Klienten an, oder strich ihnen mit der feingeformten schlanken Hand über Kopf und Schultern, schrieb einen Koranspruch auf ein Stückchen Papier, schabte von einem Stück Ambra etwas darauf und gab es ihnen. Mit einem frommen Segenswunsche schieden erleichtert die Bedrückten; einige wenige reichten dem Derwisch auch ein paar Kupfermünzen dar, die er gleichgültig in seine Pilgermuschel warf.

Ich gab dem Diener meine Überschuhe; er stellte sie in die Reihe der anderen, ohne mir eine Garderobemarke zu geben, ohne mich auch nur anzusehen. Als ich später zurückkehrte, nahm ich sie von ihrem Platze weg und drückte dem Wächter ein kleines Geldstück in die Hand, ohne ein Wort mit ihm zu wechseln. Dieses Verfahren ist der schönste Beweis dafür, in wie hohem Grade noch unter den Mohammedanern Treue und Redlichkeit herrscht; vor einer der zahlreichen christlichen Kirchen in Konstantinopel — und auch in Europa — darf ich sicher hinzusetzen — wäre ein ähnliches form- und sicherheitsloses System nicht möglich.

Der Anblick des weiten, lichtvollen Moscheeraumes war in hohem Grade fesselnd. Das allge-

meine Nachmittagsgebet, das Ikindschi, war bereits vorüber; die Zeit der Dersler hatte begonnen, jener zwanglosen Katechismusstunden, welchen regelmäßig beizuwohnen im Ramasan als besonderes Verdienst für den Gläubigen gilt. Auf dem feinen Strohteppich des Mittelraumes und unter den säulengetragenen Nischen an den Seiten hatten sich zahlreiche Gruppen gebildet. Die Mitte nahm jedesmal irgend ein Imam oder Mollah ein, der ein Kapitel aus der Glaubens- oder Sittenlehre erklärte, oder einen Abschnitt aus dem Koran besprach, oder Episoden aus dem Leben Mohammeds und der ersten Khalifen vortrug, oder von der heiligen Stadt Mekka erzählte. Um ihn herum kauerten, saßen und lagen in bunten Reihen die Gläubigen, Angehörige der verschiedensten Stände — vom feingekleideten Pfortenbeamten und eleganten Gardeoffizier bis zum barfüßigen Pferdetreiber — und hörten aufmerksam zu. Zuweilen machte einer irgend einen Einwurf, der Vortragende oder auch irgend ein anderer Berufener aus der Korona gab die Antwort.

War der Imam zu Ende, so setzte er sich in die Reihe seiner bisherigen Zuhörer, von denen dann einer seinen Platz einnahm und fortfuhr. Der Islam kennt bekanntlich kein eigentliches Priestertum, und so gehörten die Prediger und Katecheten auch nicht ausschließlich dem Stande der gottesgelehrten Ulemas an; jeder, den sein

religiöses Gefühl dazu treibt, kann, falls er sich im Besitz der notwendigen Kenntnisse glaubt, bei solchen Gelegenheiten als Lehrer seiner Mitbrüder auftreten.

Auch ich hockte mich zu den Füßen eines Derwischs nieder, der seinen Zuhörern in wirkungsvoller Rede das Wesen des Ramasan erklärte. „Glaubt nur ja nicht, meine Brüder", sagte der Mönch im Turban, „glaubt nur ja nicht, daß das Wesen des Fastenmonats in äußerlicher Enthaltsamkeit besteht. Es ist euch verboten, in der Zeit von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang zu essen, zu trinken, zu rauchen, zu schnupfen, an Blumen und Wohlgerüchen zu riechen. Wohl! Doch mit der Beobachtung dieser äußeren Gebote ist der Kreis eurer Pflichten noch lange nicht erfüllt. Gleichen Wert legt der Islam in dieser Zeit auf die geistige Reinhaltung; während des Ramasan ist die Vermeidung jeglicher Lüge, jeglichen Betrugs, jeglicher Verleumdung, jeglichen harten Urteils dem Muselmann in erhöhtem Grade zur Pflicht gemacht, ebenso streng als die Enthaltung von Speise und Trank, von Wohlgerüchen und vom Harem. Und möget auch immer mit ängstlicher Strenge ihr fasten und von den duftenden Blüten des Gartens euch fernhalten, entschlüpft euren Lippen ein böses Wort über eure Brüder, so bleibt euch nur die Reue. Denn zornigen Auges schaut Allah auf die, so nur äußerlich Opfer bringen, die innere

Huldigung gering achtend! Der Islam ist die Krone aller geoffenbarten Religionen, er ist der Ausbau des Judentums und die Fortentwicklung des Christentums. Aber der hohen Gnade, die Allah euch dadurch hat zuteil werden lassen, daß er euch in dieser Religion geboren werden ließ, entsprechen auch erhöhte Pflichten. Ihr müßt euch der Bevorzugung würdig machen und tut ihr es nicht, so ist die Verantwortung eine erdrückende. . . ."

So redete der Derwisch weiter; ich brach auf und schloß mich einer Reihe von Gläubigen an, die sich zur Verehrung der Reliquien ins alte Serail begaben.

Der Weg führte durch türkische Viertel, stille, friedvolle Quartiere, unberührt von dem Wagengerassel, dem Menschengewimmel, dem gellenden Lärm der fränkischen Stadtteile. Es liegt ein eigener Zauber, eine merkwürdige melancholische Poesie auf diesen Türkenstraßen. Weite, öde, grasbewachsene Plätze, düstere Zypressenhaine mit halbverfallenen Grabmälern, in Trümmern liegende Marmorpaläste, in deren verwitterten Mauern der Uhu haust, wechseln ab mit engen, krummen, über Berge und Hügel führenden Gassen. Inmitten blühender Gärten, von hohen Mauern umfriedet, liegen die kleinen Holzhäuser, bald in freundlichen hellen Farben glänzend, bald tiefrot und dunkelbraun gestrichen. An des Hauses First prangt das viereckige Täfelchen mit dem frommen

Koranspruch, die Fenster sind mit dichten weißen Vorhängen verhangen, darüber noch durch enge Holzgitter versperrt. Hier und da rauscht träumerisch ein Brunnen aus weißem Marmor mit goldener Inschrift in verschlungener Arabeskenmalerei, halb verborgen zwischen grünem Blätterwerk und dichten Efeuranken. Von einer Seite zur andern ziehen sich Weinlaub und Schlingpflanzen, mit berauschend duftendem Jasmin und Flieder untermischt, so daß der einsame Wanderer wie unter Blumenlauben seinen Pfad zieht. Die herrenlosen Hunde spielen in der Sonne, hier und da huscht eine vermummte Weibergestalt zum Brunnen, um Wasser zu holen, ertönt das singende Geschrei des Obstverkäufers oder des Wasserträgers, verrät sich ein leises Kichern und Flüstern hinter den käfigähnlichen Fenstern — im übrigen herrscht lautlose, fast beängstigende Ruhe und märchenhafte Einsamkeit in dem stillen Viertel, in dem die Moslims inmitten ihrer Gärten und Harems ihr geheimnisvoll verschleiertes Leben leben.

Eine Viertelstunde später standen wir vor dem weiten Komplex von Gebäuden, Höfen, Türmen, Mauern und Gärten, den man das Serail nennt. Mohammed II. hat den Palast im Jahre der Eroberung selbst auf dem ausgedehnten Plane gebaut, den das Forum des Theodosius und das Kapitol Leos des Großen früher eingenommen hatten. Fast 250 Jahre residierten die Khalifen hier;

seit Selims III. Ermordung durch die Janitscharen (1808) ist das Serail verödet. Die Frauen des Sultans hausen in einem einsamen Gartenpavillon, eine Handvoll Diener bewacht die Prunkgemächer, eine Wache den Schatz, einige Imams die Moschee; im übrigen liegt die Stille des Todes über dem Palaste, der Jahrhunderte lang von üppigem Leben widerhallte, die Spinnen ziehen ihre Netze in den Sälen, in denen einst die Sultane ihre Orgien feierten, und das Gras sprießt zwischen den Marmorquadern der Höfe hervor, die einst unter den nägelbeschlagenen Schuhen der türkischen Prätorianer erzitterten, wenn sie unter wüstem Lärm das Haupt des Großwesirs verlangten oder ihre blutigen Hände gegen die geweihte Person ihres Padischah erhoben.

Ein plumper vorspringender Pavillon, „Die hohe Pforte" oder „Das Tor des Äußern" genannt, führt in den ersten Hof, den die Wohnungen der Diener, die Wachtzimmer, die Badestuben, die Holz- und Kohlenkammern umschließen. Links liegt die Irenenkirche, jetzt in ein Zeughaus umgewandelt, rechts führt der Weg zum zweiten Tor, Orta Kapussi, das Tor der Mitte genannt. Ein schmaler Gang führt zwischen zwei düstern Türmen hindurch: hier wurden die entlassenen oder in Ungnade gefallenen Würdenträger erwürgt. In dem kleinen Zimmer mit dem eisenvergitterten Fenster oben auf der Brüstung des Vorderturmes hauste

der Henker; hatte er sein Werk getan, so befestigte er die Köpfe der Opfer in den runden Nischen der Außenwand. Dann stießen die Janitscharen, die säbelklirrend die herabgelassene Falltür umdrängten, ihr Freudengeheul aus und ließen den Padischah hochleben, falls sie es nicht vorzogen, ihr blutiges Werk noch dadurch zu krönen, daß sie auch das Leben des „Schatten Gottes" verlangten.

Beflügelten Fußes drängen wir uns schnell an den Wachtposten vorüber durch diese Stätte des Grausens hindurch und stehen im mittlern Hofe. Eine säulengetragene Galerie umsäumt den weiten Platz, dahinter liegen die Küchen, die Beamtenwohnungen, die Hallen des Divan.

Eine dreifache Zypressen-Allee verbreitet ein geheimnisvolles Dunkel, der Fuß schreitet auf weichem Rasenboden dahin, murmelnde Springbrunnen spenden belebende Kühlung. Wieder kommen zwei Türme, die ein hohes Tor bilden: Babi-seadet, das Tor der Glückseligkeit. Auf den Bänken des Ganges sitzen vier alte Eunuchen, zusammengefallene, welke Gestalten mit spindeldürren Beinen, vergilbten Pergamentgesichtern, krähender Stimme, verlebte Überbleibsel aus Abdul Medschids Zeit. In bunten Kattunjacken lagern sie matt auf den Steinplatten, lassen sich von den Sonnenstrahlen erwärmen und schauen teilnahmlos auf die Vorübergehenden. Der Tod scheint sie vergessen zu haben, diese traurigen Denkmale einer

barbarischen Zeit. Welche Geheimnisse mögen sie gesehen, welche Intrigen mitgespielt, welche Sünden mitbegangen haben zu der Zeit, als ihr verblichener Gebieter noch Padischah war und fünfhundert Weiber, schön wie Traumgebilde, ränkevoll wie die Märchenfiguren aus Tausend und eine Nacht, seinen Harem belebten! Welche Tantalusqualen mögen sie oft erduldet haben in früheren Jahren, die Armen, die jetzt, alt und stumpf, nur noch auf den Tod, ihren Erlöser, warten!

An ihnen vorbei treten wir in den inneren Hof. Links liegt die kaiserliche Moschee, nach ihrem kostbaren Inhalte im Volksmunde Hirka-i-scherif — wörtlich der verehrungswürdige Mantel — genannt. Mit pochendem Herzen zog ich meine Überschuhe aus, ließ sie auf dem Marmorboden der Vorhalle stehen und trat in das Allerheiligste ein.

Im ersten Zimmer waren der heilige Mantel Hirka-i-scherif und die heilige Fahne Sandschak-i-scherif der öffentlichen Verehrung ausgestellt und eine dichte Menge von Andächtigen drängte sich um die Heiligtümer. Der Mantel soll im Harem Mohammeds gewebt, von ihm selbst längere Zeit getragen und darauf einem angesehenen Araber, der sich vom Heidentum zum Islam bekehrt hatte, geschenkt worden sein. Mit Tüchern und Überzügen vollständig verhüllt, ist er in einen Schrein niedergelegt, der von den Andächtigen geküßt wird. Die Reliquie selbst wird ihnen gar

nicht gezeigt. Selbst wenn das geschähe, so wäre eine Untersuchung über die Echtheit oder die Zeit der Verfertigung des Mantels doch trotzdem unmöglich, da sie in der kurzen Zeit des Vorbeigehens an dem Heiligtume nicht bewerkstelligt werden könnte und die Wächter natürlich dessen Berührung oder gar Herausnahme nicht gestatten würden. Als ich bemerkte, daß die Reliquie selbst nicht gezeigt wurde, ging ich in einem Bogen an ihr vorüber und näherte mich mit den von der Verehrung des Mantels zurückkommenden Gläubigen der heiligen Fahne. Diese ist unter den türkischen Heiligtümern das bekannteste, man nennt sie in Europa gewöhnlich die Fahne des Propheten. Was ich von ihr sah, war wenig genug: ein nägelbeschlagener Schaft, anscheinend mit Samt überzogen und eine Fahne aus dunklem, anscheinend grünem Seidenstoff, mit goldenen Inschriften in reicher Stickerei verziert. Zeit und Gelegenheit weitere Beobachtungen zu machen, waren nicht vorhanden; die Andächtigen drängten unaufhaltsam nach, und der wachhaltende Tempelwächter nötigte jeden zu sofortigem Weitergehen, der seinen Kuß auf die Fahne gedrückt hatte. Nach der Tradition diente die Sandschak-i-scherif ursprünglich als Vorhang vor dem Zelte der Ajescha, Mohammeds Lieblingsgattin, und ging dann als Kriegsfahne in den Besitz und Gebrauch der Ommajaden und Abassiden über, während welcher Zeit sie zu Bagdad und Kairo aufbewahrt

wurde. Dort fiel sie im Jahre 1517 bei der Eroberung Ägyptens in die Hände Selims I., der sie nach Damaskus bringen und alljährlich der nach Mekka pilgernden Karawane vorantragen ließ. Murad III. war der erste, der den religiösen Charakter dieser Reliquie zu kriegerisch-politischen Zwecken dienstbar machte, indem er die Fahne nach Ungarn bringen und im Lager der dort kämpfenden Truppen entfalten ließ.

Im Jahre 1595 wurde die Fahne des Propheten in feierlichem Aufzuge nach Konstantinopel gebracht und dort in derselben Moschee aufbewahrt, in welcher sie heute noch untergebracht ist.

Wenn der Sultan persönlich ins Feld zog, begleitete ihn die Sandschak-i-scherif; außerdem wurde sie jedesmal dann entfaltet, wenn der Scheich-ül-Islam durch ein Fetwa erklärte, der Staat sei in Gefahr. Zum letzten Male ist dieser Fall im Jahre 1826 eingetreten, als Sultan Mahmud den Janitscharen das gräßliche Blutbad bereitete.

Im letzten russisch-türkischen Kriege hat man mehrere Male versucht, den Scheich-ul-Islam zur Entfaltung der Fahne des Propheten zu bewegen, aber sowohl Hairullah Effendi als Kara Halil und Achmed Muktar Bei weigerten sich, diese schwere Verantwortung auf ihre Schultern zu nehmen. Es gibt in der Tat kein furchtbareres Aufgebot zum Kampfe bis aufs Messer, als die Enthüllung der grünen Fahne:

jeder Muselmann, ob jung oder alt, schwach oder stark, gesund oder krank, arm oder reich, Familienvater oder Junggesell, ist dann verpflichtet, Haus und Besitz, Amt und Familie zu verlassen und dem Rufe des Mufti Folge zu leisten. Die Entfaltung der Fahne des Propheten kommt somit einer völligen Auflösung aller staatlichen und bürgerlichen Verhältnisse zugunsten eines Massenkampfes gleich, wenigstens in der Theorie. Ob die Sache sich auch gegebenenfalls in der Praxis noch heute so gestalten würde, darüber sind die Kenner des Orients verschiedener Meinung. Jedenfalls würde ein toller Wirrwarr entstehen und bei dem allgemeinen Umsturz der Verhältnisse würden die zahlreichen katilinarischen Existenzen in der Türkei, die stets gierig auf die Gelegenheit warten, im Trüben fischen zu können, willkommenen Anlaß zur Begehung von Schandtaten aller Art finden.

Der Strom der Andächtigen lenkte sich jetzt in ein zweites Zimmer, in welchem hinter einem grau gestrichenen eisernen Gitter auf einer tischähnlichen, mit Decken behangenen Erhöhung drei hermetisch verschlossene Glaskasten aufgestellt waren. Sie enthielten die drei großen Reliquien des Propheten.

In dem ersten Kasten befindet sich der Abdruck eines Fußes auf einem Steine; die Tradition behauptet, daß dieser Stein dem Propheten als Stützpunkt gedient habe, als er das himmlische

Roß Borak bestieg, um seinen Ritt durchs Paradies anzutreten.

Der zweite Kasten enthält den Bart Mohammeds, der nach seinem Tode von seinem Leibbarbier Selman in Gegenwart von Abu Bekr und Ali sorgfältig abgenommen und auf künstliche Weise präpariert wurde.

Der dritte Kasten endlich weist einen der vier Zähne auf, welche dem Propheten in der Schlacht von Bedr, in welcher, der Tradition zufolge, der Erzengel Gabriel an der Spitze von 3000 Mann an Mohammeds Seite kämpfte, durch eine Streitaxt ausgehauen wurden. Von allen drei Reliquien konnte ich nur die äußersten Umrisse erblicken. Einerseits herrschte ein mystisches Halbdunkel in dem heiligen Raume, anderseits ließ die Menge der Andächtigen einem einzelnen nicht Zeit, lange vor dem Gitter zu verweilen, schließlich wagte ich es auch nicht, mein Augenglas hervorzuziehen, um damit meiner Kurzsichtigkeit zu Hilfe zu kommen. Denn nur sehr wenige Türken tragen Lorgnetten, und von diesen würde sich gewiß niemand unterfangen haben, die heiligen Reliquien mit einem solchen Hilfsmittel zu besehen; ich wollte mich also durch eine so auffallende Handlung nicht verdächtig machen. Außerdem — ich sehe keine Schande darin, dies offen zu gestehen — befand ich mich durchaus nicht in einem behaglichen Zustande, sondern in einer sehr lebhaften nervösen Unruhe,

die mir die einzelnen Minuten wie ebensoviel Stunden vorkommen ließ. Ich wußte ganz genau, daß ich im Falle einer Entdeckung für Leib und Leben besorgt sein mußte, und dies Gefühl, so sehr ich es auch zu bemeistern bemüht war, behielt doch schließlich die Oberhand.

Weit interessanter als die Beobachtung dieser Heiligtümer, deren Echtheit wohl sehr fragwürdig erscheint, war mir die Haltung der zahlreichen Besucher. Diese gebührend zu beschreiben, fehlen mir die Worte; für solche Frömmigkeit, solche Gefühlstiefe, solche Begeisterung gibt es keine passenden Ausdrücke.

In der Verzückung innigster Andacht knieten die Gläubigen vor dem Gitter, die brennenden Augen sehnsüchtig auf die Heiligtümer geheftet; leise Gebetsworte hörte man murmeln, fromme Ausrufe ertönten, Tränen herzlicher Rührung standen in vieler Augen; starke Männer schluchzten wie die Kinder, küßten feurig das Gitter, strichen ihren Rosenkranz daran und warfen sich dann zu langem Gebete aufs Gesicht nieder. Als die zur Besichtigung festgesetzte Stunde vorüber war, wurde die heilige Moschee von den Tempeldienern geschlossen.

Ein Teil der Besucher trat unmittelbar den Heimweg an, eine andere Reihe, der auch ich mich anschloß, ließ sich von einem durch ein Bakschisch mild gestimmten Palastwächter innerhalb des Hofes der Glückseligkeit umherführen.

Es ist ein seltsamer Anblick, den man dort genießt: hinter hochstämmigen, dichtbelaubten Bäumen schauen große, regelmäßige Gebäude herüber; das eine, das sogenannte Kafféß (wörtlich Gitter), beherbergte vor Zeiten die kaiserlichen Prinzen, das andere wurde beim Tode Abdul Medschids zum Aufbewahrungsorte für die Frauen seines großen, über 500 Personen zählenden Harems bestimmt, von denen die meisten in den mittlerweile verflossenen Jahren wohl schon in freudloser Öde langsam hingestorben sein werden.

Dazwischen liegen Gebüsche von Rosen und Jasminen, Zypressenhaine und Platanengruppen, Tulpen- und Hyazinthenbeete, künstliche Seen, auf deren ehemals spiegelklaren Fluten jetzt grünes Schilf eine zollhohe Decke bildet, pittoreske Marmorkiosks, auf deren Samt- und Seidenmöbeln der Staub ruht.

Einige Stufen führen zur Halbinselspitze hinab in einen kleinen Garten, in welchem inmitten herrlicher alter Bäume eine einzelne, hohe Marmorsäule steht. Sie wurde von Theodosius zum Andenken an den Sieg über die Goten errichtet; die Statue des Kaisers, die sie zu tragen berufen war, sank gleichzeitig mit dem griechischen Reiche in Staub und Vergessenheit.

Von diesem Punkte aus genießt man eine zauberische Aussicht, ja, nach der meisten Reisenden Meinung die schönste auf der Welt. An dieser

Spitze gehen die Wasser des Bosporus — des Flüchtlings aus dem Schwarzen Meer — in die der Propontis über. Erfrischende Seeluft fächelt uns Kühlung zu, schmeichelnde Wogen drängen sich bis fast zu unsern Füßen heran, tiefblau erglänzen die bewegten Fluten, als seien sie ein Spiegelbild des von keiner neidischen Wolke verhüllten reinen morgenländischen Himmels. Von freundlichem Grün umfriedet, von frischem Efeu umrankt, liegen terrassenförmig aufsteigend in amphitheatralischer Ordnung die Häuser vor uns, bald kleine, in hellen Farben glänzende Holzkiosks, bald schimmernde Marmorpaläste, bald kuppelgekrönte Moscheen. Schwarze Zypressen heben sich scharfgezeichnet vom blauen Himmel ab, schlanke Minarets, mit durchbrochenen Galerien geziert, scheinen bis zum Paradiese hinaufsteigen zu wollen, und im Hintergrunde des Gemäldes ragen die waldgekrönten Bergkegel des Bulgurlu und das schneebedeckte Haupt des bithynischen Olymps hervor. Darüber leuchtet mit goldigem Scheine die Sonne des Orients und ergießt das Füllhorn ihrer Verklärung über die duftigen Fluren, auf denen immer die Tauperlen der schäumenden Meereswogen zu glitzern scheinen.

Stadt des Byzanz und Konstantinus, des Justinian und Mohammed, Beherrscherin zweier Erdteile, paradiesisch schöne, vielumworbene Braut zweier Meere, schimmernde Perle des Morgen-

landes, naturbegnadetste aller Städte des Weltalls — wie ziehst du den Beschauer an dich mit tausend Armen, mit geheimnisvoller Zaubermacht! Und dieser schönste Punkt der Erde — wie selten findet er gebührende Würdigung: Jahrhunderte lang war hier nur ein Tummelplatz wilder Orgien, eine Stätte roher Grausamkeit! Jetzt ist seit Jahren die Grabesöde der Einsamkeit und Verlassenheit hereingebrochen über diesen Zauberwinkel von landschaftlicher Poesie, auf dem der Blick stundenlang über die Wunder von Meer und Bergen, Himmel und Architektur schweift, ohne jemals zu ermüden.

„Haide, biraderim, haide, gitmen lasim gelir" (Auf, mein Bruder, auf, dein Gehen wird nötig), sagte der Palastwächter, ein vierschrötiger Anatolier in fettglänzendem, abgetragenem Effendirock, der mich seit einer Weile schon durch leises Husten und sanftes Räuspern darauf aufmerksam gemacht hatte, daß ich für meinen Bakschisch nunmehr genug gesehen hätte.

„Pecki gidelim, kusum" (Wohlan, gehen wir, mein Lamm) gab ich zustimmend zur Antwort, und wir schritten selbander fürbaß durch die langen Höfe.

„Kommt der Padischah, dessen Leib der Allmächtige mit der Gesundheit Fülle zieren möge, auch häufig hierher?" frug ich unterwegs meinen Begleiter.

Der schnalzte mit der Zunge, warf zum Zeichen

der ausgesprochensten Verneinung das Haupt weit in den Nacken zurück und sagte: „Nein, höchstens zwei- bis dreimal im Jahre. Auch sonst kommt niemand hierher, und wenn nicht zuweilen irgend ein fränkischer Fürstensohn — er wollte damit vornehme europäische Reisende bezeichnen — uns besuchte, um den Schatz und die Kioske zu besichtigen, so sähen wir das ganze Jahr kein fremdes Gesicht. Doch da ist das Tor; Gott befohlen!"

Ein Seufzer der Erleichterung entrang sich meiner Brust, als ich das letzte Tor des finsteren Palastes hinter mir hatte. Mein Wagnis war glücklich bestanden. Wenn ich es auch schon im Laufe des verflossenen Jahres erreicht hatte, bei Gelegenheit der mohammedanischen Feste den feierlichen Gebeten in der Moschee in Verkleidung beizuwohnen, so waren diese Unternehmungen, weil zu später Abendstunde ausgeführt, doch nicht sonderlich gefährlich gewesen. Heute aber hatte ich die Probe abgelegt, daß ich auch bei hellem Tage die Teilnahme an mohammedanischen Zeremonien wagen konnte und durfte, ohne mich der Gefahr der Entdeckung auszusetzen. Das Gefühl, dadurch eine Schranke weiter auf dem Wege meiner Studien überschritten zu haben, dadurch mir selbst den Beweis geliefert zu haben, auch einer größeren Unternehmung gewachsen zu sein, schwellte mir die Brust mit Stolz und ließ jeden Gedanken an die Gefahr, der ich mich

im Falle der Entdeckung ausgesetzt hätte, weit in den Hintergrund treten.

Es fing mittlerweile zu dämmern an, und als ich am Hippodrom und der sechstürmigen Achmedmoschee vorbei auf die breite Fahrstraße gelangte, da hatten die Schatten der Nacht sich vollends herabgesenkt.

Der heißersehnte Kanonenschuß erdröhnte, Stambul fing an zu leben.

Und wie farbenprächtig, wie heiter war nicht das Treiben, das sich hier allüberall entfaltete!

Während des Ramasans gewähren nämlich die türkischen Viertel bei Nacht einen Anblick, der von ihrer gewöhnlichen Physiognomie zu dieser Zeit aufs frappanteste absticht: für die während des Tages ausgestandenen Entbehrungen in der dreißigtägigen strengen Fastenzeit entschädigen sich die Söhne der Gläubigen bei Nacht. Von Aufgang der Sonne bis zu dem Kanonenschusse, der ihren Untergang ankündigt, heißt das Losungswort „Abtötung, Fasten, Entsagung!", dann aber ergibt der Muselmann sich dem Genusse die ganze Nacht hindurch, bis die Sternlein verbleichen und man wieder einen schwarzen von einem weißen Faden unterscheiden kann.

Aus den vergitterten Fenstern drang allenthalben heller Kerzenschimmer, tönten fröhliche Stimmen, klangen Cymbal und Zither; die Gläubigen saßen drinnen beim üppigen Schmause, dem Iftar. Die Badehäuser sind festlich erleuchtet, die

Buden der Obsthändler, der Grünzeugverkäufer, der Sesambäcker sind mit bunten Papierlaternen und transparenten Koransprüchen geschmückt, strahlende Fackeln und glimmende Öllämpchen in doppelten Reihen zieren die Konaks der Großen, schmetternde Blechmusik ertönt aus den weitgeöffneten Toren der illuminierten und mit Kränzen, Fahnen und Laubwerk behangenen Kaffeehäuser, auf deren weichen Diwans rauchende und plaudernde Gäste liegen und bei einer Schale des schwarzen schlummerbrechenden Trankes vergnügt auf die Straßen hinausschauen, die an diesem Abend von fröhlichen Spaziergängern wimmeln. Offiziere und Soldaten, feine Effendis und fromme Softas, biedere Handwerker und heulende Derwische — alle sind sie hinausgezogen, um die Beleuchtung zu sehen, den Pantomimen zuzuschauen, über die wandelnden Possenreißer zu lachen, um sich von den Zigeunerweibern wahrsagen zu lassen, mit einem Worte, um sich den richtigen Ramasankef zu machen.

Auch den Frauen ist es in den Ramasannächten erlaubt, das Gefängnis des vergitterten Harems zu verlassen und am öffentlichen Leben teilzunehmen. Truppweise ziehen sie auf Straßen und Gassen umher, mit wallenden blauen, roten, grünen, gelben und weißen Feredsches behangen, und lugen unter dem weißen Schleier neugierig auf das Getriebe der Männer und in die lärmvollen Kaffeehäuser, immerfort untereinander kichernd,

lachend, flüsternd und plaudernd. Doch nur die armen Weiber erfreuen sich der goldenen Freiheit in diesem weitgehenden Maße, ihre reichen Schwestern haben es nicht so gut. Im eleganten Wagen sausen sie im Galopp an uns vorüber, die schlanken Tscherkessinnen mit den mandelförmigen Augen, die üppigen Blüten der lebendigen Rosengärten der Paschas und Beis; vorauf sprengt der Reiter mit der weißen großen Papierlaterne und zu beiden Seiten des eleganten Pariser Gefährts reiten finstere Eunuchen auf prachtvollen arabischen Rossen und geben acht, daß kein Blick, keine Blume, kein Billett und kein Gruß heraus- oder hereindringe. Mit sehnsuchtsvollen Augen lugen die Schönen in das lebensvolle Treiben, mit wehmütigem Blicke messen sie ihre ärmeren Schwestern auf der Straße, und manche der auf den weichen Samtkissen des Pariser Landauers ruhenden Paschatöchter würde, glaube ich, gern Spitzen und Stangen, Diamanten und Seidenrobe hingeben, um sich eine kurze Stunde gleich dem Weibe des armen Lastträgers da unten bewegen zu können, ohne den schwarzen Wächter zur Seite zu haben.

Doch horch! Da ertönen Pauken und Trommeln, lärmender Pfeifenklang und das Jauchzen und Summen einer zahlreichen Menge. Wir sind auf dem Platze vor der Agia Sofia.

Tausende von Menschen liegen und kauern im Vorhofe und auf den Abhängen der bergan-

steigenden Straße, einzelne haben sich ein Stück Teppich, eine Decke oder Strohmatte mitgebracht; die Mehrzahl aber hat sich auf der bloßen Erde ausgestreckt. Puppenspieler wandeln zwischen den Gruppen umher, Bauchredner erregen großen Spaß, Gymnastiker machen ihre halsbrechenden Turn- und Kraftübungen, Feuerfresser und Schwertverschlinger werden angestaunt, dazwischen bläst die Musik, kündigt der Wasserträger, der Konditor und fliegende Kaffeesieder, der Amuletverkäufer und der Stiefelputzer laut schreiend und singend seine Dienste an, und die Menge johlt und kreischt freudig durcheinander. Des Vollmonds bleicher Silberschein übergießt die ganze Szenerie mit weichem, zitterndem Flimmer, in sanften Wellenlinien steigen die prachtvollen Kuppeln der Moschee zum klaren Nachthimmel empor und siegessicher erglänzen weithin die goldenen Halbmonde. Von den Mauern des Vorhofes herab strahlen bunte Windlichter, die Kuppeln und Fenster der Moschee sind mit fünf- und sechsfachen Reihen von Laternen besetzt, deren goldiger Schein sich wirkungsvoll mit dem bunten Glanz mischt, die Galerien der zierlichen Minarets flammen in elektrischer Beleuchtung, deren Widerschein lange, bleiche, zitternde Schlaglichter auf die dunklen Zypressen da unten wirft. Auf einmal erscheinen dunkle Gestalten auf den lichtübergossenen Galerien der Minarets und ein eigentümlicher, zum Herzen dringender Gesang

läßt im Augenblick allen irdischen Lärm verstummen und schallt dann weithin durch die stille Nacht. Es ist der Gebetsruf, der mächtige, der alltäglich fünfmal die Söhne der Gläubigen zur Andacht ruft, so weit das Reich des Islams sich erstreckt: „Kein Gott ist außer Gott und Mohammed ist sein Prophet. Gott ist groß. Kommt zum Segen, kommt zum Heil! Gott ist groß, keine Gottheit ist außer ihm. Kommt zum Gebet!“

Noch ehe der Ruf beendigt war, hatte ich schon die Moschee betreten, und zwar durch das Haupttor, die frühere Porta Regia, von der aus man, ohne einen einzigen Schritt vorwärts zu tun, mit einem Blick das ganze gewaltige Innere überschaut. Im Kölner Dome muß man das ganze lange Vorderschiff durchwanden, ehe man, in dem Kreuzschiffe angelangt, einen Überblick über das großartige Ganze gewinnt, zu St. Peter in Rom ist man, um in die Kuppel hinaufsehen zu können, vorher das ganze Tonnengewölbe des Schiffs zu durchschreiten genötigt. In der Agia Sofia aber blickt man von der Schwelle aus unmittelbar auf den Scheitelpunkt der Riesenkuppel, die mit ihrem Kranze von 40 Fenstern um den unteren Rand frei über dem vierseitigen Mittelraume schwebt, getragen durch vier von Füllungszwickeln verbundenen Bogen. Zwei dieser Bogen füllen sich durch eine gerade Fensterwand; unter den letzteren befinden sich die Seitengalerien, von denen die obere sich durch eine Reihe von

sechs, die untere durch vier Säulen öffnet. Die beiden anderen Tragbogen der Kuppel aber stützen sich wieder auf Halbkuppeln und jede dieser letzteren ruht auf dem Randbogen dreier Kolossalnischen, von denen die beiden Seitennischen wieder Halbkuppeln für sich bilden und gebogene Säulengalerien unter sich haben, während die mittlere sich als Tonnengewölbe vertieft, die hintere das Chor bildet, die vordere mit einem großen Halbrundfenster gegen Westen schließt. An den Pfeilern hängen Rundschilder, auf denen in riesigen Buchstaben, gleich phantastischer Arabeskenzeichnung, die Namen der vier ersten Khalifen, Abu Bekr, Omar, Osman und Ali, und die der zwölf Imame geschrieben sind. Der Fußboden ist im Winter mit einer Lage schwellender Smyrnateppiche, im Sommer mit einer großen, reinlichen, kühlenden Strohmatte belegt, deren helles Weiß dem Auge wohltut, deren angenehmer Geruch den ganzen Ort mit einem eigentümlichen Parfüm (wie von Feigen) durchweht. Das Gebet hatte noch nicht begonnen, als ich eintrat, aber unmittelbar darauf füllten sich die weiten, durch 6000 Lampen mit einem strahlenden Lichtmeere übergossenen Hallen mit dichten Scharen von Andächtigen, die in geschlossenen Reihen geordnet Platz nahmen und die mannigfaltigen Zeremonien der fast eine Stunde andauernden Gebetsübung mit einer von tiefstem Herzensgrunde kommenden religiösen Innigkeit durch-

machten. Unter der ganzen Menge — die Zahl der Anwesenden belief sich vielleicht auf 1500 Personen — bemerkte ich auch nicht einen einzigen Menschen, der nicht voll und ganz bei der Sache war, der die gebräuchlichen Kniefälle und Verbeugungen nicht mitmachte, der durch Plaudern und Lachen Anstoß erregte, der — wie man dies in allen christlichen Kirchen so oft sieht — teilnahmslos umherschauend an irgend einer Säule lehnte. Die Mohammedaner sind wenigstens in religiöser Beziehung konsequent: wer nicht gläubig ist, der bleibt ganz weg aus der Moschee, wer aber einmal hineingeht, den zwingt das Adèt, das geheiligte Herkommen, sich auch so zu betragen, wie es vorgeschrieben und gebräuchlich ist.

Kaum eine Stunde später saß ich in der Teutonia, dem deutschen Klub in Pera, und spielte mit dem Dr. H. aus Hannover Schach. Die Einrichtung des Gesellschaftszimmers war deutsch, von allen Seiten erklangen die geliebten Laute der heimatlichen Sprache und auf den Tischen perlte in hohen Pokalen treffliches Pilsener Bier: man hätte sich in einem Wirtshause irgend einer deutschen Provinzialstadt wähnen können. Welch ein Kontrast zu den fremdartigen, grellen, bunten Bildern des Nachmittags und Abends — Konstantinopel ist eben die Stadt der Gegensätze!

Druck von M. DuMont Schauberg, Straßburg.

UNCAT.
COLLECT.
NC. 1

0
036
126

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

Los Angeles

This book is DUE on the last date stamped below.

Form L9–Series 4939

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 797 857 0